

ejant-
e wird
er als
-r.
ein-
erlag.)
häufig
ungen
n und
Freude
thun
sie die
schinen
ist für
künft-
lechte"
mehr
- und
alaters
m die
Titel
enden
ange-
e nur
Mann
-r.



Mr. 32. **Ersteil Sonnabends** und ist in der Post-Bestellungsprellstie unter Nr. 1738 eingetragen. **Berlin, den 10. Mai.** **Abonnementpreis** bel der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark. **1890.**

Inhalt: Horenfang. Lustspiel in einem Akt von Hans Hopfen (Fortsetzung). — Der 1. Mai 1890. Von H. Eichenbach. — Über die Bedeutung des Hochfalzes. Von E. Taubes-Barlaba. — Weltzeit und Jovenzelt. Von Max Treutz. — Die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde. Von Dr. Gregor Kemner. II. — Zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung in der neuesten Litteratur. Von Dr. Richard Voegy (Schluß). — Zum Jubiläum Ludwig Barnans. Von F. W. — Kleine Kritik.

Den Bühnen gegenüber Manuscript.
Alle Rechte vorbehalten.

Horenfang.

Lustspiel in einem Akt von Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

5. Scene.

Albertus. Theresia, erst von draußen hörbar, dann durch den Schornstein auf den Herd schwebend.

Theresia (oben). Ei, narret mich denn im Wondenscheine
Das flunkernde Geweb' der Spinn'?
Es schlingt sich mir um beide Beine . . .
Es zieht mich nieder . . . halt! . . . wohin?!
Hü, hü, mein Wesen, fliege, spring! . . .
Es fixelt mir über den ganzen Leib . . .

Albertus (für sich). Das ist ein allerliebtes Weib!

Theresia (barfuß und im Hemde, von grauem Schleier umflattert, auf einem berben Reissbesen reitend, schwebt widerwillig durch den Schornstein auf den Herd). Stellst Du die Falle, drein ich ging?

Albertus. Ich war so frei.

Theresia. Laß gleich mich wieder los! (Hockt sich auf den Herd.)

Albertus. O nein! Sey' lieber Dich auf meinen Schoß, Erzähl' mir was und laß uns lustig sein!

Theresia. Ich sag' Dir, ich muß schleunigst fort!

Albertus (auf dem Stein am Herde vor ihr sitzend). O nein!

Theresia. Du weißt, ich dachte anderswo zu landen.

Albertus. Das mag schon sein. Nun mußt Du's eben nehmen.
Wie's kam, und Dich an meinen Tisch bequemen.

Theresia (für sich). O, frevler Fürwitz, wirst du so zu schanden!

Albertus. Ich denk', es sei doch nicht so übel hier.

Theresia (auf einem Stein vor dem Herde aufstehend und über Albertus' Haupt sich im Zimmer umsehend).
O nein . . . Ganz zauberhaft! . . . (Betrachtet den Tisch.)
Und süßig aufgetragen! . . .

Und Du bist hübsch! . . .
(Plötzlich.) Ich vielleicht in Dir . . .
Ich schäme mich so dumm zu fragen . . .
Ich vielleicht in Dir . . . nimm meinen Gruß . . .
Den schlaunen Junker mit dem Pferdefuß?

Albertus. Oho! Mal' nicht den Teufel an die Wand!
Ich bin ein Mann mit Herzen und Verstand,
Komm an dies Herz und fang' zu küssen an!

Theresia (enttäuscht). Was weiß denn ich, was Männer sind!
Ein Mann ist auch der Pater Guardian,
Der Klüster und der Pfarrer lobesan,
Von ihnen wärmte keiner mir das Blut . . .
Du aber, Du gefällst mir gut . . . (Zutraulicher.)
Und Du bist wirklich nur ein Menschenkind?

Albertus. Gewiß!

Theresia. Doch groß ist Deiner Künste Zahl!

Albertus. Drum fing ich Dich.

Theresia (anschniegender). Du mußt noch mehr mir zeigen!
Denn wisse nur, zum allererstenmal
Hab' ich's gewagt den Wesen zu besteigen.

Albertus (unangenehm überrascht aufstehend). Zum erstenmal?

Theresia. Ich bin ganz unerfahren.
Ins Kloster kam ich in den Kinderjahren.
Ein Könnlein bin ich, das vom Treiben und vom Thun
Der Welt nicht mehr weiß als ein junges Huhn.
Und was des Herzens Brauch und Labjal sei,
Ich kenn' es nicht einmal vom Hörensagen . . .

Albertus (für sich). Puh! Dieser weihrauchduftige Kinderbrei
Ist das, was all' die Müh' mir eingetragen?

Theresia. Daheime gelt' ich als des Klosters Fierde,
Doch innerlich verzehrt mich die Begierde . . .
Wonach? . . . wer sagt's! Wiejo? . . . wer kann's mich
lehren!
Drum, weil ich vor den Menschen sagte,
Die jede solche Frage mir verwehren,
Was Wunder, daß ich gleich den Teufel fragte!
Der, sagt man, hat die Antwort stets bereit.

Albertus. Wenn Könnlein schon, Du bist ein Kind der Zeit.

Theresia. Nun mußt Du Satan mir und Liebster sein.
Ich frag' Dich aus, Du weihst mich ein,

- Du zeigst mir alles, was ich soll und muß,
Und von Genuße zu Genuß
Reiße mich fort in Fühlens Übersäumen!
Die Sinne schwebeln, Seele glaubt zu träumen
Und wacht doch mehr in einer solchen Stund'
Als vordem Jahre . . . küß mich auf den Mund!
- Albertus. Mit dem Talent und dem Gesicht
Brauchst Du fürwahr den Teufel nicht,
In Liebeskünsten Dich zu unterrichten.
- Theresia. Seit ich Dich fand, mag ich auf ihn verzichten.
Alles erwogen, für das Heil der Seele
Ist's auch viel besser, wenn ich Dich erwähle.
Gefährlich wohl, doch lang' nicht so gefährlich,
Und von zwei Ubeln, da doch eines unentbehrlich,
Das klein're . . . und das sühere . . . bist Du!
- Albertus. Schön Dank! Doch laß uns jetzt zu Tische gehen.
- Theresia. Machtst Du beim Küßsen auch die Augen zu?
- Albertus. Willst Du's?
- Theresia. Im Gegenteil, Du sollst mich sehen!
- Albertus. Ich seh' Dich ja!
- Theresia. Gefall' ich Dir?
- Albertus. Gar sehr.
- Theresia. Und dennoch, fürcht' ich, wirst Du Dir gestehen,
Nach solcher Liebchaft stand nicht Dein Begehren.
Du dachtest Teufelinnen Dir zu fangen,
Da ist dumm Könnlein in Dein Netz gegangen!
- Albertus. Fürwahr, um also grünen Schatz zu frein,
Brauchts nicht gerade Hexenmeister sein.
Wie süß das sei, ich kamm' es doch bereits.
Doch immer hat ein Fräulein hohen Reiz,
Das jung und schön, wie Du, und voll von Wohl-
gefallen.
Vielleicht warst Du die Beste noch von allen,
Die heute nacht auf einem Besen trieb . . .
- Theresia. Nimm mit dem unerfahr'nen Kind vorlieb!
- Albertus. Drum hoch mein Hexenfang! Stoß' an, Gesell!
- Theresia. Dein Wohl! Doch, was ist Liebe, sag' mir's schnell.
Die Zeit enteilt. Beim ersten Hahnenschrei
Ist auch die schönste Liebesnacht vorbei . . .
- Albertus (für sich). Glaubst Du?
- Theresia. Und hurtig gilt's dann heimzureiten.
- Albertus (ist aufgestanden und an den Herd getreten, Theresias Besen beiseite stellend, für sich). Den Heimritt, Schatz,
verleg' ich Dir beizeiten. (Zerst sich wieder zu ihr.)
- Theresia. Drum, was ist Liebe?
- Albertus. Liebe, holdes Kind . . .

6. Scene.

Die Vorigen. Rebekka, wie vorhin Theresia, erst außen hörbar,
dann durch den Schlot auf den Herd wehend, aber rascher und noch
ungeberdiger als jene.

Rebekka (draußen). Was das für dumme Zaubereien sind!
Welch ein Kamel von Hexenmeister stellte
Solch eine Falle mir! . . . Hu! meine Beine!

Theresia. Wer stört uns grade jetzt?

Albertus. Da kommt noch eine!

Rebekka (auf dem Herde knieend. Sie trägt einen toletten roten
Turban oder hahnentammartigen Kopfschmuck, der sie gut
kleidet, und rote Schuhe. Ein kostbarer Shawl flattert
malerisch und nicht zu viel verhüllend um ihre Schulter.
Statt des Besens hat sie ein zierliches Stedenpferd.
Die zerrissenen Fingerringe hängen ihr noch um das eine
Bein). Bist Du es, der mich um Walpurgis prellte?
Was hab' ich Dir gethan, ich armes Weib?

Albertus. Nichts! Mich verlangt nach holdem Zeitvertreib.

Rebekka. Wer bist denn Du, Dich solches zu erfreuen?

Theresia. Du solltest höflicher mit jenem sprechen.
Das ist ein Mann von viel Gewalt.

Rebekka. Dergleichen kenn' ich mannigfalt!
Mit dem Gesicht und der Gestalt
Ist mir der Bursche nicht genug gerieben.
Mich drängt es ganz wen anderen zu lieben.

Albertus. Derselbe Mut, der Dich emporgetrieben
Aus der Alltäglichkeit herauszubringen
Nach unerhörtem höheren Genuß,
Er hieß auch mich die Silberfäden schlingen,
Die Dich gefangen.

Theresia. Banne den Verdruß!
Hier ist gut sein!

Rebekka. Was bist Du für 'ne dumme
Unausgewachsene Person!

Albertus. Verstumme!

Rebekka. Ich denk' nicht dran!

Theresia. Die wird nur immer dreister!

Albertus. Gehorche, Weib! Erkenne Deinen Meister
Und freue Dich der tiefen Sympathie.
Sie trieb Dich mir und treibt mich Dir entgegen.

Rebekka. Daran ist mir nun einmal nichts gelegen.
Ein Bursch, wie Du dort, imponiert mir nie!
Und dies verfluchte Zeug, der dumme Schnad
Von Drähten, die mir noch am Leibe prahlen,
Na, warte, diesen Schabernack
Sollst Du mir teuer noch bezahlen! (Zerst sich auf den
Stein am Herd und versucht sich die Fäden abzureißen.)

Albertus. Du wirst Dich schon drein finden, holder Gast,
Wenn Du Dich nur erst — ausgesprochen hast.

Rebekka (Theresia den Fuß hinhaltend). Nimm mir das Zeug
da weg!

Theresia (sich trotzig abkehrend). Du selber thu's!

Albertus (hinzutretend). Wo denn?

Rebekka. Du Kloß, hier an der
Spitze meines Schuhs!

Albertus (die letzten Fäden abnehmend). Was hast Du doch
für einen hübschen Fuß!

Rebekka. Das sagte mancher schon. (Siebt ihm einen Stoß.)

Albertus (an den Tisch tretend). Komm her, laß Dich bedienen.

Theresia. Und mach zum lustigen Spiel auch lustige Mienen.

Rebekka. Das nennst Du lustig? Du bist nicht verwöhnt.

Theresia (bei Tische neben Albertus). Es ist die Liebe, die die
Welt verschönt!

Albertus (zu Theresia). Schenk ein! (Zu Rebekka.) Trink
aus! Und liebe mich!

Theresia (sich ängstlich an Albertus schmiegend). O nein!
Das soll sie nicht.

Rebekka. Ich mag nicht!

Theresia (wie oben). Der ist mein!

Rebekka. Das könnte mich am Ende reizen.
(Zu Albertus, nähererend.) Weißt Du, was zu Wal-
purgis vorig' Jahr
Der größte Scherz war?

Albertus. Mach mir's klar!

Rebekka (lodend). Komm hier herüber!

Theresia (ihn zurückhaltend). Nein!

Albertus. Wozu das Geizen
Der Eifersucht! Stoß an, trink aus, greif zu!
Es sitzt sich hier ganz gut zu dreien.

Rebekka (an den Tisch tretend und ihn musternd.)
Und was für Leckerbissen hast denn Du,
Daß Du so prahlst! . . . Dieselben Näschereien,

Gebäckes und Gebratnes, hart und weich,
Gewürzten Wein, gebrannte Wässer,
All das hab' ich daheim um vieles besser.
(Austrompfend.) Denn daß Ihr's wißt, ich bin unmen-
schlich reich!

Theresia (bescheiden). Und ich so arm!

Rebekka Für solchen Schmaus
Wagt' ich den Kragen nicht auf solche Weise.

Theresia (essend). Mir schmeckt es köstlich.

Rebekka. Pauvre Kirchenmaus!

Theresia (wie oben). Se nun, ich fenne fast nur Fastenspeise.

Rebekka. Ich schwelge nur im Überfluß,
Doch ist auch das nur mäßiger Genuß!
Das Köstlichste aus aller Herren Länder,
Es ist mir kaum mehr gut genug!

Albertus (erstaunt). Was ist Dein Mann?

Rebekka (etwas leiser). Er lieb' zuerst auf Pfänder.
(Lauter.) Doch weil er sparsam war und fromm und klug,
Ein Mann von enger Brust und weitem Blick,
Hat er jetzt Rittergüter, Rassepferde,
Er horzt nur mehr der Großen dieser Erde
Und macht dabei in hoher Politik.

Albertus (einschmendend). Genieße doch!

Rebekka (kostet und spuckt). Den Kräger soll ich saufen?

Albertus (das Glas erhebend). Ich könnte mich um solchen
Tropfen raufen!

Theresia (ebenso). Schlürf' ich ihn, kling' s im Ohr mir wie
Musik!

Rebekka. Genossen hab' ich, was für Geld zu kaufen,
Und bin davon ganz fürchterlich blaßiert.
Der Blocksberg ist der einzig' Erdenhaufen,
Wo man sich noch ein bißchen amüßiert.

Theresia. Da wollt' ich hin.

Rebekka. Ich auch. Und will es noch!

Albertus. Du bleibst!

Rebekka. Was soll ich in dem Hundeloch?

Albertus. Zum Belfern und zum Zanken jedenfalls
Hab' ich Dich nicht heringebeten.

Rebekka (Goldstücke aus der Tasche werfend). Wozu denn sonst?
Brauchst Du vielleicht Moneten?

Albertus (zu ihr tretend). Mit nichten! Aber Deinen hüb-
schen Hals,

Den möcht' ich gern ein wenig näher kriegen.
Thust Du schon herb, süß ist, Dir obzusiegen.
Heut' ist Walpurgisnacht, der Himmel schön besternt,
Hier ist gut sein, warum denn weiterfliegen!
Entfalte Dich, zeig' Deine Teufeleien,
Zeig', was beim Satan Du gelernt,
Und laß uns glücklich sein!

Rebekka. Dich mit uns zweien?
Hätt' ich vom eignen Lager mich entfernt,
Wenn mir ein Menschenknirps genügen könnte!

Theresia. Ich wär' zufrieden, wenn er sich mir gönnte!

Rebekka. Mit diesem Burtschen? Nicht mit solcher sechs!

Theresia. Du übertreibst!

Rebekka. Wofür bin ich denn Heze?!

Theresia (näher zu ihr, rechts in den Vordergrund kommend).
Ich sah bislang so wenig von der Welt,
Daß mir jetzt alles, was ich seh', gefällt.

Rebekka (sie nach rechts ziehend). Ich sah so viel! Ich kann
Dich unterweisen!

Komm nur mit mir!

Theresia. Soll ich?

Rebekka. Fort, laß uns reisen! (Klütern zusammen.)

Albertus (der auch aufgestanden ist und Rebekkas Stedenpferd an den
Herd stellt, für sich). Ist es gleichwohl mir amnoch
abgelehrt,

Dies wilde, dunkle Weib ist höchst begehrenswert.
Und dies unschuldig' aller blonden Kinder,
Das mich vergöttert, ist's fürwahr nicht minder!
Die hast Du prächtig mir ins Haus geschneit,
Mein Herzensfang! Ich muß mich selber loben.
Die beiden Pole schöner Weiblichkeit
Vereinigen sich zu meiner Lust.

Rebekka (zu Theresia). Nach oben
Trägt uns der Besen, wie wir ihn beschritten
Und ihn besprochen . . .

Theresia (leise zu Rebekka). Doch sein Herzensfang!

Rebekka. Den löst' er selbst von meinen Schuhen. Witten
Entzwei riß ich die Drähte samt dem Strang
Und was sich mir um beide Beine schlang.

Albertus (für sich). Mir scheint, die möchten sich ganz still
entfernen.

Rebekka (zu Theresia). Vor jenem Instrument sei Dir nicht
bang!

Theresia. Ich könnte wohl so manches von Dir lernen . . .
Doch find' ich's hier so lauschig und so warm,
Und draußen friert man unter kalten Sternen . . .
Geh Du allein! Ich bleib' in seinem Arm.

Albertus (am Herde, Besen und Stedenpferd an sich nehmend, für
sich). Ihr sollt mir nicht so bald zu Pferde!

Rebekka (zu Theresia). Was kann ein jämmerlicher Sohn
der Erde

Mit seinem armen Pulsschlag Großes leisten!
Wie durst' er, des bewußt, sich nur erdreisten,
Durch seinen dummen Herzensfang uns zweien
Den Teufel, Kind, und alle Teufeleien
Mit seinem gierigen Schlein zu ersegen!
Die abgespannten Nerven uns zu legen
Mit einem Tau, der durch und durch uns dringt,
Davon das Herz zerjubelt und zerspringt,
Um doch schon in dem nächsten Augenblick
Noch Köstlicheres zu empfinden, kann er das?

Theresia. Mich dünkt.

Rebekka. Mich nicht. Zu solchem Riesenspaß
Hat nur der Satan Atem und Geschick.

Theresia. Mir gruselt. Bedst Du einen sechsten Sinn?

Rebekka. So folge mir!

Albertus (den Fuß auf dem Herd, die Stöcke überm Knie, für
sich). Verfluchte Kupplerin!

Theresia. Ich folgte gern, doch stockt der Atem schier.

Rebekka (dringend). Komm, komm!

Albertus (für sich). Na wart!

Theresia. Sei's denn, ich folge Dir. (Wenden sich.)

Rebekka. Wo ist mein Stedenpferd?

Theresia. Wo ist mein Besen?

Albertus (die Stöcke übers Knie brechend und die Trümmer auf
den Herd werfend, wo sie in Flammen aufgehen. So
wie er einen Stock bricht, schreit die Heze, der er ge-
hört, schmerzlich auf). Zum Bratenvärmen hab' ich
sie erlesen.

Rebekka (die Hand auf dem Herzen). O weh!

Theresia. O weh!

Rebekka (wütend). Wer hat Dir das erlaubt?

Theresia. Mein Herz!

Rebekka (ebenso). Mir ist, als würd' ich ausgeraubt!

Albertus. Ihr beide sollt mich nicht zum Narren haben.

Rebekka (am Herde verzweifelt). Es war ein Stab von ganz
besondrem Stamme!

Theresia (in die Glut starrend). Mein armer Stok!
 Rebekka (wie oben). Kostbare Flamme!

Albertus. In dieser Flamme lichterlohem Brennen
 Wirst endlich, Widerspenstige, Du erkennen,
 Daß Du dem Meister zu gehorchen hast. (Geht vom
 Herd an den Tisch.)

Rebekka (auf den Herd starrend). Die Kohle bröckelt und die
 Asche stiebt.

Albertus (zu Theresia). Komm an mein Herze, blonder Gast!
 Theresia (vom Herd an den Tisch eilend, um ihn zu umarmen).
 Da bin ich schon! . . . Ich bin in Dich verliebt
 Und halte gern an Deinem Herzen Raß! (Setzen sich
 zu Tisch.)

Rebekka (auffpringend, für sich). Kann ich nicht fort, will ich
 ihn selber haben.

Albertus (zu Rebekka). Du magst nun fasten oder Dich er-
 laben,
 Auch noch ein Weilchen schmollen, unterdessen
 Ich hier mit diesem sanft'ren Weibe
 Mir kosend meine Zeit vertreibe.
 Vielleicht kommt Dir der Appetit beim Essen.
 Drum rat' ich Dir, Gesellschaft uns zu leisten.

Rebekka. Weinthalben. Aber sage mir, was heißt denn
 Ein Hexenmeister sein von so viel Graden,
 Ein großer Mann voll Macht und Zauberei,
 Bloß um in dieser alten Bücherei,
 Dem Zufluchtsort der Mäuse, Mücken, Maden,
 Der ernstestn Forschung sonst allein geweiht,
 Um diese liebe Schlafenszeit
 Ein heitres Paar zum ledern Mahl zu laden?
 Seit wann ist dazu denn Magie im Brauch?
 Ein jeder Handlungslehrling trifft das auch.

Albertus. Verzeih! Von so gewandter Teufelinnē,
 Wie Du, versprach ich mir für meinen Geist
 Sehr viel und fast noch mehr für meine Sinne.

Rebekka (sich an ihn schmiegend). Du bist sehr artig!
 Theresia (zu Rebekka). Und Du bist sehr dreist!

Rebekka (zu Albertus). Was kann ich arme Teufelin Dich
 lehren,
 Der Du gerecht in allen Sätteln bist!
 Wär' ich, wie Du, ein großer Alchymist,
 Das Unterste zu oberst würd' ich kehren.
 Und — wollt' ich wissen, wie's die Teufel treiben,
 Doch an Walpurgis nicht zu Hause bleiben!
 (Steht auf.) Ist Dir ums Unerhörte wirklich ernst,
 Ei nun, so fahr' dorthin, wo Du was lehnst!
 Wer solchen Hexenfang weiß zu bereiten,
 Versteht auch einen Besenstiel zu reiten.

Albertus. Das kann ich wohl, und besser als Du denkst.
 Theresia. Frisch denn zur Ausfahrt, die Du lenkst!
 Schaff' jeder von uns beiden einen frischen
 Stok oder Besen, nimm Dir selber einen —
 Und durch die Luft geht's hurtig mit sechs Beinen.

Albertus. Das heißt auf deutsch: Ihr möchtet gern ent-
 wischen.

Rebekka. Warum?

Albertus. Läßt Du erst Deinen Besen traben,
 Da möcht' ich leicht das bloße Nachsehen haben.

Rebekka. Wo denkst Du hin! Mir ist es bloß ums Rajen.

Albertus. Nun denn, dann geh' ich auf den Vorschlag ein.
 (Zu Theresia.) Willst mit?

Theresia. Durch dick und dünn.

Rebekka. Auf grünem Rajen
 Wird heut' getanzt!

Albertus. Wir tanzen. Doch zu drei'n. (Nimmt
 die Flasche vom Sims.)

Mit diesem Saite, den ich selbst bereitet,
 Fliegt man ganz federleicht empor und reitet
 Dann wie der Wind, wohin es nur gefällt.
 Mich selbst gelüftet's, jene Teufelsauen
 Mit all dem bunten Zaubersput zu schauen.

Rebekka. Entforke rasch!

Theresia (abwehrend). Daß sie nur nicht zerschellt!

Albertus (zu Rebekka sehr ernsthaft). Doch glaube nicht, ich
 sei gar leicht geprellt.

Läßt Du mich los, so sinkest Du im Blauen
 Unendlich fort, weit aus dem Kreis der Welt,
 Wo farblos sich die Atherwolken stauen,
 Und wirft in der Unendlichkeit des Falles
 Auflösen Dich ins grenzenlose Nichts.

Rebekka. Nur fort! Am Bloßberg findet sich das alles!

Theresia. Wär' ich Dir nicht zu lästigen Gewichts,
 Möcht' ich um Deinen Hals geschlungen fliegen.

Rebekka. Weg da! Ich muß das beste Plätzchen kriegen.

Albertus. Heran, Ihr zwei! (Zu Rebekka.) Du scheinst ja
 jetzt ganz zahm?

Rebekka. Man lernt sich eben kennen und vertragen.

Theresia. Sie knufft mich, Herr!

Rebekka (zu Albertus). Sie hat nach mir geschlagen!

Theresia (zu Rebekka). Du lägst wahrhaftig ohne Scham!

Rebekka (zu Theresia). Du bist zu dumm, um mich zu
 kränken!

Albertus (entfort die Flasche). Still jetzt mit Euren Launen
 und Gezänken! (Schwingt die Flasche und beträufelt
 sich und die Heren.)

Und emsig dieser Flasche Duft gezogen!

Jetzt angehochmieg! Empor! . . . Das heißt geflogen!

Die drei fliegen in der bezeichneten Stellung zum Schornstein hinaus.
 Alle Lichter erlöschen. Die Bühne muß so finster gemacht werden,
 daß man schlechterdings nichts darauf erkennen kann. Der Wind bläst.
 Die Holzharfen klingen leise und schaurig.

(Schluß folgt.)

Der 1. Mai 1890.

Von

A. Etchenbach.

I. Zur Geschichte des Normalarbeitstages.

Der sogenannte „Normalarbeitstag“ ist in der Ge-
 schichte der sozialen Entwicklung eine verhältnismäßig
 junge Erscheinung; auch er ist, wie so außerordentlich
 viele Kulturforderungen und Fortschritte in letzter Linie ein
 Kind der großen Revolution, denn seine Spuren lassen sich
 bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen.
 Aber in seiner eigentlichen Bedeutung gehört er der jüngsten
 Zeit an und ist es nötig, sowohl seines begrifflichen Wertes,
 wie seiner verschiedenartigen Deutung und Bedeutung vorerst
 noch kurz zu gedenken.

Zunächst muß man den Normalarbeitstag für Erwachsene
 und den für jugendliche Personen bzw. Kinder, und sodann
 den Normalarbeitstag als solchen selbst vom Normalwerk-
 tag trennen. Um mit dem letzteren Unterschiede zu beginnen,
 so liegt derselbe zwar bei näherem Nachdenken auf der Hand,
 wird aber trotzdem in den populären Debatten nur zu häufig
 und gern völlig außer acht gelassen. Es ist klar, daß eine
 normale Arbeitszeit noch lange nicht identisch sein muß oder
 auch nur kann, wie namentlich die Sozialdemokratie geschickt
 spiegelsehtet, mit einer normalen Arbeitsleistung, geschweige
 denn mit dem Werte eines „normalen Produktes“ eines
 Arbeitstages. Und in diesem Unterschiede liegt zugleich bei
 selbst nur oberflächlichem Nachdenken der unumstößliche Beweis
 für die Unmöglichkeit des Begriffes „Normalarbeitstag“ als

solchen für das wirkliche Leben. Zwischen Arbeit und Arbeit ist eben — ganz abgesehen von der Verschiedenheit zwischen geistiger und materieller Thätigkeit — je nach Art und Individuum ein so gewaltiger Unterschied möglich, daß jedes tertium comparationis fehlt resp. ein Umding wird, und am zweifellosesten gilt dies von dem Begriff Zeit.

Etwas mehr in den Bereich praktischer Betrachtungen fällt nun der „Normalarbeitstag,“ wenn man ihn nur in Beziehung setzt zu den Personen. Alsdann fallen nämlich sofort zwei Hauptarten an ihm auf: der Normalarbeitstag für Erwachsene und derjenige für Kinder bzw. jugendliche Arbeiter, und erstere wieder mit der Unterart derjenigen für Männer und derjenigen für Frauen.

Was nun die geschichtliche Entwicklung angeht, so tritt der Normalarbeitstag zuerst uns entgegen zum Schutze der Kinder: im Jahre 1802 erließ England den „Moral and Health act“ für die Kirchspiellehrlinge in der Textil-Industrie, welcher eine Beschränkung der Arbeitszeit auf zehn Stunden pro Tag für diese Lehrlinge gesetzlich sanktionierte. Und von diesem Jahre an verbreiteten sich dann allmählich gesetzliche Schutzbestimmungen auch über die Länder des Kontinents, um in einem Edikt der französischen Regierung vom 2. März 1848 den zehnstündigen Normalarbeitstag für Paris und den elfstündigen für die Provinz überhaupt zum erstenmal in der gesamten Gesetzgebung Europas für den erwachsenen Arbeiter zu proklamieren. Die Behauptung Herkners auf Seite 241 seines Wertes über die Ober-Elässische Baumwoll-Industrie (Straßburg bei Trübner), „daß dies Dekret prinzipiell äußerst wichtig sei, da es die frühere Verwirklichung einer Maximalarbeitszeit auch für erwachsene weibliche Personen bilde“ ist irrig, denn bereits am 1. September 1832 formulierte ein Arbeiter-Kongreß zu Boston die Forderung des Zehn-Stunden-Systems, woraufhin nach zahlreichen Streiks der Präsident van Buren durch Dekret vom 10. April 1849 die Einführung des zehnstündigen Arbeitstages für alle öffentlichen Werkstätten verordnete. Thatsächlich wurde jedoch diese Verordnung schon wieder im Jahre 1861 aufgehoben (sfr. Baumbach Heft 54, p. 11 der Volkswirtschaftlichen Zeitfragen von 1885). Was die Arbeitszeit für jugendliche Arbeiter bzw. Kinder angeht, so finden sich heute in fast allen Kulturstaaten Bestimmungen, welche dieselbe nach Art und Dauer regeln, und zeigt die Bewegung der Legislative durchgehends die Tendenz, das Alter, von dem an eine Fabrikbeschäftigung gestattet sein soll, hinauf- und die Dauer derselben herabzuschrauben.

Der eigentliche, d. h. der nicht durch den Vertrag bzw. die thatsächliche Übung zwischen Arbeitgeber und -nehmer, sondern durch Gesetz seiner Stundendauer nach festgestellte Arbeitstag findet sich jetzt nur in der Schweiz und in Osterreich. In beiden Ländern ist die so festgesetzte Arbeitszeit eine solche von maximal elf Stunden effektiver Arbeit, d. h. ohne die Ruhe- und Etpausen; die einschlägigen Gesetze beider Länder lassen aber so viel Ausnahmen zu, daß von einer wirklichen Durchführung des elfstündigen Normalarbeitstages thatsächlich nur sehr cum grano salis die Rede sein kann. Außerdem aber dürfte es thatsächlich ebensowohl schon an sich wenige Länder wie wenige Betriebe geben, in denen faktisch dauernd länger gearbeitet wird wie elf Stunden täglich; denn die Überzeugung bricht sich überall mehr und mehr Bahn, wenn teilweise allerdings auch nur unter heftigen Wehen, daß eine übermäßige, d. h. so lange wie nur irgend möglich täglich währende Ausnützung der Arbeitskräfte nichts weniger wie identisch ist mit möglichst hoher Produktion. Dollfuß, der Ende der sechziger Jahre zum Schrecken seiner Fabrikanten-Kollegen im gesamten Elsaß als der erste die zwölfstündige Arbeitszeit auf eine solche von elf Stunden herabsetzte, wußte sehr wohl was er that, und hat wahrlich keinen Schaden von dieser Maßnahme gehabt.

Was nun das Deutsche Reich angeht, so taucht der Plan des Normalarbeitstages auf dem Gebiete der Gesetzgebung zuerst auf im Jahre 1869, wo am 27. April der sozialdemokra-

tische Abgeordnete Dr. Schweizer folgenden Antrag stellte: „In allen Großbetriebs-Unternehmungen darf ein Lohnarbeiter nicht länger als zwölf Stunden der Tages- oder Nachtzeit beschäftigt werden Innerhalb der zwölf Stunden sollen zwei Stunden Eß- und Ruhepausen fallen, so daß also die wirkliche Arbeitszeit in ihrem erlaubten Höchstbetrage sich auf zehn Stunden beläuft!“

Und gleichzeitig — die Gegenätze berühren sich — beantragte der konservative Abgeordnete von Braunschweig: „in allen Fabriken darf ein Lohnarbeiter nicht länger als zwölf Stunden der Tages- und Nachtzeit beschäftigt werden.“

An weiteren Anregungen aus der Mitte des Reichstages — namentlich auch seitens des Centrums — hat es nicht gefehlt, ohne daß jedoch irgendwelche positiven Beschlüsse nach dieser Richtung hin gefaßt worden wären. Der zehnstündige Arbeitstag ist heute fast durchgehends eine Thatsache, und zwar eine fester fundierte, als wenn sie auf durchlöchernten Gesetzesparagraphen basierte, — ja einige Betriebe — selbst abgesehen vom Bergbau — haben in diesen letzten Tagen bereits die neunstündige Effektivzeit bewilligt (so der durch seine treffliche Initiative auf dem Gebiete der Arbeiter-Vertretungen in weitesten Kreisen bekannt gewordene Holz-Industrielle Freese in Berlin) und jetzt wird in einer Bewegung, wie die Welt sie noch kaum gesehen, der achtstündige Arbeitstag gefordert vom nördlichen Polarkreis bis herab zur Küste Afrikas, — von Deutschlands Ostgrenze bis an die Küste des Stillen Ozeans, — man sieht, — nicht nur die Toten, sondern die Lebenden reiten schnell. Und trägt nicht alles, so wird auch diese Forderung den Sieg an ihre Fahnen geknüpft sehen, — wenn nicht heute, so in absehbarer Zeit, und wenn nicht sofort in vollem Maße, so doch schon teilweise. — Aber auch hier wird schließlich doch dafür gesorgt sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß nicht Müßiggang aller Laster Anfang und Ende werde.

II. Der Verlauf des 1. Mai 1890.

Bei dem internationalen Ursprung der Feier verlohnt es sich auch wohl, zur Erinnerung an dieselbe — als in ihrer Art bislang von der Geschichte nicht gekannt — in Kürze ihre Hauptmomente festzuhalten. Denn das kulturhistorische und sozialpolitische Interesse wird, mag nun die Feier eine einmalige gewesen sein oder, wie augenscheinlich beabsichtigt, sich alljährlich wiederholen, noch oft auf dieselbe zurückkommen.

Wir folgen auf dieser nationalen Wanderung dem bekannten „Zug nach dem Westen.“

Es war natürlich, daß Rußland, wie in vieler Beziehung, noch außerhalb jedes Rahmens weiteuropäischer und selbst internationaler Verhältnisse stehend, von der Frage einer Feier des 1. Mai als Festtag der Arbeiter so gut wie völlig unberührt blieb. Ein Arbeiterstand im eigentlichen modernen Sinne des Wortes existiert auch heute noch so gut wie überhaupt nicht im Reiche des Zaren, und die sozialpolitische Frage ist dort eine so wesentlich anders gestaltete, sowohl was die Voraussetzungen wie Zwecke angeht, daß thatsächlich mit ihr im Rahmen der Maifeier nicht gerechnet werden und sie demgemäß auch keinen Platz in der Geschichte derselben finden kann.

Ganz anders aber bei den westlichen Nachbarn Rußlands, in unserm Vaterlande und Osterreich.

Man geht wohl kaum fehl, daß man auf dem Pariser Kongreß von 1889 Deutschland mit seiner außerordentlich starken und so über alles Erwarten angewachsenen sozialdemokratischen Partei mit als den Hauptfaktor der gesamten Bewegung angesehen und gehofft hatte, gerade hier eine Demonstration ohnegleichen und von wahrhaft niedererschütternder Wucht in Scene gehen zu sehen; — eine Hoffnung, die nach dem 20. Februar mit seinen anderthalb Millionen sozialdemokratischen Stimmen noch wesentlich gewachsen war. — Allein der Erfolg blieb weit hinter den Erwartungen zurück. — Es ist zwar einzuräumen, daß einmal zu Anfang der Bewegung die Lust zu feiern eine außerordentlich starke war, und daß ferner

auch die Demonstration selbst unter gewissen Umständen — auf die wir alsbald kommen werden — eine ungleich größere geworden wäre, — aber selbst beide Thatfachen zugegeben, hat der Erfolg zweifellos die Führer enttäuscht. Zwar hat sich auch ferner ergeben, daß es keinen Teil innerhalb des Reiches giebt, der nicht mit sozialdemokratischen Elementen durchsetzt wäre, — aber zweifellos nicht mit sozialdemokratischen Elementen im Sinne und nach dem Herzen der Führer und Heizer, — d. h. mit einer Masse, welche blind gehorcht und sei es zum eigensten Verderben und zur Befriedigung der Herrschsucht einiger weniger „Häupter.“ — Freilich giebt diese Thatfache der ruhigen eigenen Überlegung der Massen auch nach einer anderen Richtung hin den staatsverhaltenden Elementen auf das ernsteste zu denken. —

Um nun mit den Hauptstützen der Sozialdemokratie — Berlin und Hamburg — zu beginnen, so war an ersterem Orte von der Bewegung eigentlich so gut wie nichts zu spüren, außer wenn man dieselbe direkt an ihren Herden aufsuchte. — Es ist nirgends zu einer auch nur irgend zu nennenden besondern Martierung oder Demonstration, geschweige denn zu Unruhen oder gar Ärgerem gekommen, — im Gegenteil, es muß den Arbeitern nach dieser Richtung hin volles Lob gespendet werden. Was die Arbeitseinstellung selbst angeht, so hat sie allerhöchstens zehn Prozent aller derjenigen Arbeiter umfaßt, welche in dem hier fraglichen Sinne des Wortes so genannt werden dürfen, — in einzelnen Branchen ist sie sogar noch so weit hinter diesem Satz zurückgeblieben, daß man von einer Arbeitseinstellung überhaupt eigentlich gar nicht sprechen kann. Das Hauptkontingent stellten Eisenarbeiter und Bauhandwerker. Einen bedeutend größeren Umfang, wohl nächst Wien und Paris den größten, hat die Arbeitseinstellung in Hamburg angenommen, wo fast dreiviertel der gesamten handarbeitenden Bevölkerung feierten. Breslau — bekanntlich ebenfalls ein Hauptbollwerk der Partei — hatte fast gar keinen Teil an der Bewegung, und völlig still verhielten sich die Bergwerksdistrikte und die rheinisch-westfälischen Industriebezirke, wo namentlich Demonstrationen erwartet wurden. Der gesunde Sinn der Massen bewährte sich auch hier durchaus.

Das gleiche gilt von den österreichischen Ländern mit Ausnahme einiger weniger Bezirke. Vor allem aber verlief in Wien trotz gewaltiger Beteiligung der Massen die „Feier“ in geradezu musterwürdiger Weise, und es ist sogar eine Thatfache, daß aus dem Prater zurückkehrende feiernde Arbeiter die Polizei selbst in einem Falle unterstüßten. Anders gestaltete sich leider das Verhältnis in einigen Orten Böhmens, wo Gewaltthätigkeiten vorkamen, — jedoch auch hier nicht ernstern Charakters. In Schweden, Dänemark und Norwegen verlief die Feier ebenfalls normal und in ruhiger Weise unter ziemlich zahlreicher Beteiligung. Desgleichen in Belgien und in den Niederlanden. In den Kohlendistrikten dieses letzteren Landes war zwar der Ausdruck, einen Achtstundentag eingeführt zu sehen, ein sehr energischer, — aber auch trotzdem ruhiger.

Wesentlich anders gestaltete sich jedoch die Sache in Frankreich und speziell in Paris. — Paris, das bekanntlich selbst einen stark kommunistisch gefärbten Stadtrat besitzt, stand nach Ansicht mancher vor einer Katastrophe schlimmster Art, und die Regierung traf daher alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln durch Militär u. s. w., um jede Bewegung von vornherein zu unterdrücken; eine Vorsicht, die sich auch durchaus nicht als nutzlos erwies, da es mehrfach des Einschreitens des in ganzen Zügen bereitgehaltenen Militärs thatsächlich bedurfte, um die Ruhe aufrecht zu erhalten, wobei es an blutigen Zusammenstößen nicht fehlte. — In der französischen Provinz fehlte es an Excessen, die Demonstration als solche jedoch war lebhaft.

Ein gleiches gilt von dem südlichen Nachbar Frankreichs, Italien. Hier fürchtete man besonders in Mailand, dem Hauptstiz des italienischen Anarchismus, auf das ernstlichste — jedoch glücklicherweise bis auf einen Rutsch unreifer Ruben ebenfalls vergeblich. In Rom verlief die Feier so ruhig, daß

der König sogar nebst der Königin eine Ausfahrt durch die belebtesten Straßen unternahm, — ein gleiches, wie es die Mitglieder der kaiserlichen Familie in Wien zum Teil ebenfalls gethan hatten.

In der Schweiz zog man ebenfalls mit Fahnen u. s. w. umher; aber auch hier ging es ohne Excesse ab.

In auffallendem Gegensatz zu dieser relativ immerhin gewiß nicht unbedeutenden Aktion auf dem Kontinent steht England. — An England, bekanntlich das Musterland von Arbeiter-Selbstbewußtsein und -Einigkeit, ging der 1. Mai fast spurlos vorüber; — eine Versammlung im Hyde Park, dem klassischen Schauplatz freier Souveränität, war kaum von tausend Teilnehmern besucht. Wie freilich der 4. Mai verlaufen wird, der Tag, auf den der praktische Engländer die Demonstration, als auf einen Sonntag, verlegt hat, um keine Einbuße am Lohne zu erleiden, — das steht zur Zeit der Niederschrift dieses Aufsatzes noch aus; — anzunehmen ist jedoch, daß allerdings die Beteiligung eine imposante sein wird.

Den Reigen der europäischen Staaten schließt nun Spanien und Portugal ab; auch hier war die Beteiligung eine außerordentlich große und in Madrid sandten die Arbeiter — gerade wie die Genossen im fernen Norden, in Christiania — dem Präsidenten der Volksvertretung eine Adresse betreffs des Achtstundentages mit der Bitte, dieselbe der Kammer vorzulegen. In Stockholm beteiligten sich übrigens 30000 Arbeiter an einem einzigen Umzuge.

Auch die neue Welt war naturgemäß bei der „internationalen“ Feier mit vertreten und zwar soweit sie für eine solche Frage überhaupt mit in Betracht kommen kann, d. h. in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Den imposantesten Eindruck machten hier die Chicagoer Arbeiter, welche in einer Zahl von 35000 mit Musik und Bannern einen Umzug veranstalteten.

Das war die „Feier des 1. Mai“ in denjenigen civilisierten Teilen der Welt, in welchen die „soziale Frage“ die brennende geworden ist.

(Schluß folgt.)

Über die Bedeutung des Kochsalzes

im Organismus und in der Nahrung der Menschen und der Tiere.

Nach einem im naturwissenschaftlichen Verein zu Jena gehaltenen Vortrage.

2801

S. Taubes, Wärladu.

In sale salus.

Es ist ein alter Volksglaube, daß die Menschen und die höheren Tiere nur von organischer Nahrung leben könnten.

Allerdings ist der Mensch, wie M. J. Schleiden sagt, keine Steine, und die Erde essenden Ottonaken, wie die Norweger, die Bergmehl in ihr Brot backen, oder die Bewohner Neu-Caledoniens, Javas, der Inseln des Indischen Archipels, der Antillen, der Insel los Idolos an der Mündung des Senegals u. s. w.,¹ die Thon, Speckstein und verschiedene Erdarten verzehren, thun das wohl, um das Gefühl der Leere in ihrem Magen abzustumpfen, aber Nahrungsmittel ist ihnen das, was sie genießen, nicht.

Dagegen ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Mensch den kohlenfauren und phosphorfauren Kalk, aus dem seine Knochen bestehen, nicht in sich schaffen kann, sondern von außen her aufnehmen muß. Auch andere unorganische Stoffe, wie Kali, Natron, Schwefel, Chlor u. s. w. sind wesentliche Bestandteile in der Zusammensetzung seiner körperlichen Gebilde und müssen ihm zugeführt werden, da er sie als chemische Elemente nicht selbst bilden kann. Aber alle diese Stoffe finden

¹ Vergl. A. von Humboldt: Aus der Natur I. p. 231. Molefchott: Die Physiologie der Nahrungsmittel p. 205.

sich in geringer oder größerer Menge in den Pflanzen und in tierischen Teilen, die der Mensch verzehrt, so daß er nicht nötig hat, Kalkwände zu benagen, um das Material für seinen Knochenbau zu erhalten, wie das Huhn dieselben anpickt, um den Bildungsstoff für seine Eierschalen zu gewinnen.

Um so auffälliger ist es, daß der Mensch schon früh angefangen hat, ein Mineral in seiner rohen, unorganischen Gestalt als eine notwendige Zugabe seinen Nahrungsmitteln hinzuzufügen, nämlich das Salz,¹ und es hat zum mindesten nicht lange gedauert, bis die Menschheit das Salz als einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Zusätze zur Nahrung betrachtete.²

Wer lehrte den Menschen Salz genießen? Das ist eine Frage, die wohl noch lange unbeantwortet bleiben wird und vom geschichtlichen Standpunkt aus überhaupt unbeantwortbar ist. Die Unentbehrlichkeit des Salzes für den Menschen zu seiner Erkenntnis zu bringen, bedurfte es nicht erst wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, sondern das erkannte er instinktmäßig.³

So finden wir denn auch den Gebrauch des Salzes schon in den frühesten Zeiten bekannt und als die beliebteste Würze bald weit verbreitet.⁴

Allerdings scheint es einzelne wilde Völker in Amerika gegeben zu haben, denen der Gebrauch des Salzes ganz unbekannt war;⁵ aber diese Stämme genossen auch alle ihre Nahrung roh, wodurch sie sich wenigstens das in derselben vorhandene Salz sicherten.⁶

Noch jetzt giebt es im Innern Afrikas Gegenden, wo der Salzgenuß, wenn auch nicht gänzlich ausgeschlossen, doch ein seltener Luxusartikel ist,⁷ wo das Wort: „er nimmt Salz zu seiner Speise,“ gleichbedeutend ist mit: „er ist ein reicher Mann.“

Es kann uns aber nicht wunder nehmen, daß, nachdem einmal die Nutzanwendung des Salzes erkannt war, dies segensreiche Mineral wegen seiner ungleichen Verbreitung auf der Erde bald ein wichtiger Gegenstand des Tauschens und Verkehrs bei wilden Völkern wurde und so als eines der ersten Kulturmittel sich darstellte.

Ja, noch heutzutage geben uns einzelne Völker den besten Beweis, wie ungemein wert sie das Salz halten, indem sie es zu ihrem Gelde erhoben haben, so die Völker an der chinesisch-birmanischen Grenze, im Innern Afrikas, in Abyssinien u. s. w.⁸ In manchen Gegenden Afrikas werden sogar Menschen gegen Salz eingetauscht.⁹

¹ Das Kochsalz ist in der Natur sehr verbreitet. Es findet sich fast überall im Erdboden und in den natürlichen Wässern; im Meerwasser ist es zu 2,7 bis 3,2 Prozent enthalten. Als Steinsalz bildet es in vielen Gegenden mächtige Ablagerungen — so namentlich bei Staßfurt, bei Bieligta in Galizien und am ganzen Ost- und Südrande der rumänischen Karpathen. Das gewöhnliche Kochsalz enthält meistens eine geringe Menge von Magnesiumsalzen, insofern wovon es an der Luft allmählich zerfällt; das ganz reine Kochsalz ist nicht hygroskopisch. Beim Erhitzen verflüchtigen die Kristalle, indem mechanisch eingeschlossenes Wasser entweicht.

² Hiob: VI, 6. Sirach: 39, 26. Jesaias: 30, 24. Plinius: Hist. nat. lib. XXXI sect. 41. 87: „Ergo Hercules vita humanior sine sale non quid degere adeoque necessarium elementum est, ut transierit intellectus ad voluptates animi quoque.“

³ Natürlich kann hierbei — wie M. J. Schleiden bemerkt — von einer psychologischen Erkenntnis der Notwendigkeit des Salzgenusses bei den Alten nicht die Rede sein; die Notwendigkeit erkannten sie an, beziehen sie aber nur auf das Geschmacksorgan, auf das Salz als Würze, so Hiob: loc. cit. Plutarch: quaest. conviv. IV, 4, 3. Auch Plinius: loc. cit. (vergl. Schleiden: Das Salz p. 120).

⁴ Plutarch nennt es schon das „Gewürz der Gewürze,“ und Plinius sagt: „Wahrhaftig, ohne Salz ist es unmöglich, ein menschliches Leben zu führen.“ (Plinius a. a. O.)

⁵ Nach Sallust genossen die Numidier alle ihre Speisen ohne Salz; (Sallust Jugurth 87). In mehreren Gegenden des tropischen Amerika war vor der Ankunft der Europäer der Salzgenuß unbekannt (Azara: Voyage dans l'Amérique Merid. I, p. 54). Nach Adolff von Bede essen die Beduinen (im Innern Arabiens) das Fleisch ohne Salz und scheinen sogar den Gebrauch desselben lächerlich zu finden.

⁶ Vergl. Viebig: Chemische Briefe 1878 p. 290.

⁷ Dr. Hutzinger: Die Ernährung des Menschen 1878 p. 77.

⁸ Moeder: Grundlagen der Nat.-L. § 119 observ. 12.

⁹ Karjien: Lehrbuch der Salinentunde p. 720.

Eine andere besondere Wertschätzung des Salzes liegt darin, daß es von fast allen Völkern schon frühzeitig als Symbol für Sitte und Treue, für Gastlichkeit und Freundschaft, ja förmlich heilig und als etwas Göttliches gehalten wird.¹ Plato nennt es einen von der Gottheit geliebten Körper, Pythagoras das Symbol der Gerechtigkeit, Philo preist seine Bedeutung als Sinnbild der ewigen Dauer der Welt, und im deutschen Märchen sagt die Königstochter: Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater so lieb als Salz.²

Spezieller noch in der Bedeutung als vornehmster Würze wendete man das Salz zu Gleichnissen an. Schon Plato erwähnt eine Lobsschrift auf das Salz.³ Bei den Römern heißen sales witzige Reden, sales amari beißende Reden, salsus (gefalzen) witzig, insalsus (ungefalzen) dumm. Sal niger als beißenden Scherz hat Horaz; „in so großen Körper ist auch nicht ein Krümchen Salz,“ und „sie haben Salz und Anmut,“ singt Catull; „bei dir herrscht mehr Salz (Geschmack) als Aufwand,“ findet sich bei Cornelius Nepos, und Cicero bemerkt von Scipio, „er übertraf alle an Salz und Witzreden.“

In der andalusischen Volkssprache bedeutet sal joviel wie Anmut, und man kann einem Weibe nichts Schmeichelhafteres sagen, als wenn man sie salero (Salzfaß) nennt oder sagt, sie sei salado (recht gefalzen). „Salzfaß meiner Liebe“ bedeutet joviel als ein recht anmutiges, lebenswürdiges Geschöpf.⁴

Es würde mich zu weit führen, wollte ich in die Geschichte des Salzes eingehen, um zu sehen, wie ein so unscheinbarer Gegenstand wie das Salz sich in der wunderbarsten Weise mit der ganzen menschlichen Kultur, ihrem Entstehen und ihrer Fortentwicklung verflocht; auch will ich hier nicht eine chemisch-technologische Beschreibung des Kochsalzes geben, um zu erkennen, welchen außerordentlichen großen Anteil das Kochsalz an der Entwicklung der Industrie und des Gewerbes hat, wie z. B. in der Sodafabrikation, in der des Chlors, des Salmiaks, in der Weißgerberei (zur Bereitung der Alaunbeize), in der Loh- oder Rotgerberei (beim Schwitzen der Häute), zur chlorierenden Röstung der Silbererze (in der Amalgamation und in dem Verfahren der Silbergewinnung von Augustin), in der Aluminiumfabrikation, zum Ausfalzen der Seife, zum Glasieren von Thongeschirren, zum Konservieren von Schiffsbauholz und Eisenbahnschwellen, zum Einfalzen der Fische, des Fleisches, Butter u. s. w.⁵ So anregend diese Erwägungen auch wären, würden sie uns doch nicht dienen zum näheren Verständnis unserer eigentlichen Betrachtung. Ich will daher nur kurz über die Bedeutung des Kochsalzes im Organismus und in der Nahrung der Menschen und der Tiere sprechen.

Zuerst müssen wir uns fragen, ob denn wirklich der Salzgenuß für den Menschen und das Tier ein wesentliches Bedürfnis ist und welche Bedeutung derselbe in der Ökonomie des menschlichen oder überhaupt des tierischen Körpers hat.

Schon gleich hier müssen wir geteilen, daß diese Fragen noch keineswegs mit solcher Vollkommenheit beantwortet sind, daß wir sagen könnten, die Sache sei für immer abgemacht. Achiver und Trojaner liegen sich über diese so wichtigen Fragen in den Haaren.

Während viele bedeutende Physiologen und Chemiker das Salz als Nahrungsmittel verwerfen und der Meinung sind,

¹ Das Salz war aber auch ein Symbol der unveröhnlichsten Feindschaft, indem es über eine Stätte, welche dem Fluche verfallen war, gestreut wurde, zum Zeichen, daß hier nichts fortan gedeihen sollte. So streute Abimelech nach der Zerstörung von Sichem Salz auf die Aker der Stadt (Richt. 9, 45), so Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1162) auf die Ruinen des von ihm zerstörten Matland, so allgemein im Altertum und Mittelalter die Hand des Richters auf die Stätte unerhörter Verwelthaten.

² Plato: Timaeus § 25. Plutarch: quaest. conviv. IV, 4, 3. Philo: de victimis II, 240. Grimm: Kinder- und Hausmärchen Nr. 179. Vergl. Schleiden: op. cit. p. 117.

³ Plato: Symposium 5, p. 177.

⁴ Vergl. Globus von R. Andree Vol. XI 1867 p. 140.

⁵ Aus dieser ungewöhnlichen Wichtigkeit für das praktische Leben hat sich ein massenhafter Verbrauch an Salz entwickelt, dessen Bedung durch das ebenfalls massenhafte Vorkommen des Salzes in der Natur gesichert ist.

daß der geforderte Genuß von Kochsalz für den Menschen ganz überflüssig sei, und daß alle gewöhnlichen Nahrungsmittel genug davon enthielten, um dem Bedarf des Körpers vollkommen zu genügen, behandeln andere Heroen der Physiologie und Chemie das Salz nicht nur als eine zu entbehrende Würze, nicht nur als ein aroma aromaticum, sondern als ein für den menschlichen und tierischen Körper unbedingt nötiges Nahrungsmittel.

Es ist eigentümlich, daß viele Menschengruppen kein Salz genießen; wir sehen, daß das solche sind, die so gut wie ausschließlich von tierischer Nahrung leben, und schließen daraus, daß das Bedürfnis nach Salz sich erst beim Genuß vegetabilischer Nahrung einstellt. Damit stimmt auch der tierische Instinkt überein, da nur die Pflanzenfresser unter den Tieren, aber nicht die Fleischfresser das Salz in der Natur aufsuchen und genießen.

Unsere carnivoren Haustiere, der Hund und die Katze, bemerkt Bunge, ziehen ungesalzene Nahrungsmittel den gesalzenen vor und legen gegen stark gesalzene Speisen entschieden Widerwillen an den Tag, während die herbivoren Haustiere bekanntlich sehr begierig nach Kochsalz sind. Es soll sogar Gegenden geben, wo man dem Vieh Salz reichen muß, um es am Leben zu erhalten. Derselbe Unterschied in dem Verhalten der Fleisch- und Pflanzenfresser wird auch an wildlebenden Tieren beobachtet. Von Hirschen, Rehen, Gemsen und anderen Pflanzenfressern ist es bekannt, daß sie salzhaltige Pfützen und Felsen aufsuchen, um das Salz zu lecken, und daß Jäger ihnen an solchen Orten aufstauern oder Kochsalz aufstellen, um sie anzulocken. Im Altai finden sich Orte, wo das Wild im salzhaltigen weichen Thonschiefer ganze Grotten ausgeleckt hat.¹

Auch aus Forsters Angaben² geht hervor, daß in den weitläufigen Ländereien zwischen dem Ohio und Mississippi sich Hirsch-, Reh- und Schenherden versammeln und die gesalzene, von Siefbächen aufgerissene und entblößte Erde lecken.

In dem Lande der Tungusen, zwischen der Lena und dem oberen Amur, finden sich vielfach Orte, an denen Salz aus dem Boden effloresziert, und die Rentiere versammeln sich häufig an solchen Orten, um das Salz zu lecken. Die Begierde der Rentiere nach Menschenharn ist ja bekannt. An Raubtieren ist etwas deraartiges nie beobachtet worden.

Woher kommt nun dieser Unterschied? Die chemische Analyse zeigt, daß die täglich mit der Nahrung aufgenommene Chlor- und Natriummenge für 1 kg Pflanzenfresser im Durchschnitt dieselbe ist wie für 1 kg Fleischfresser. (Diese Annahme Bunges wurde jedoch später von demselben wieder zurückgenommen; nach seinen neueren Bestimmungen enthalten die Pflanzen weniger Natrium.) Weshalb brauche der Pflanzenfresser dann noch ein weiteres Quantum Kochsalz?

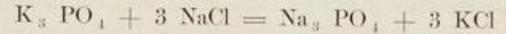
Bunge leitet dies von dem Unterschied der Kaliummenge ab, welche in der Nahrung des Pflanzenfressers zwei- bis viermal so groß ist als in der des Fleischfressers. Nach seinen und fremden Untersuchungen nimmt auf:

1 kg Pflanzenfresser	Kaliumoxyd	Natriumoxyd	Chlor
bei Ernährung mit Alee	0,357	0,022	0,043
" " " Rüben und			
" " " " Haferstroh	0,292	0,067	0,060
" " " " Niedergras	0,335	0,093	0,073
" " " " Wicken	0,552	0,10	0,059
1 kg Fleischfresser (Katze)			
bei Ernährung mit Kindsfleisch	0,182	0,035	0,031
" " " " Mäusen	0,143	0,074	0,065

Durch die Aufnahme von Kaliumsalzen werden nach ihm dem Organismus bedeutende Mengen Chlor und Natrium entzogen. In einer Versuchsreihe an Menschen fand Bunge, daß

von 18,2 gr aufgenommenem KO 10,7 gr den Organismus durchkreisten und demselben 5,1 gr NaO und 3,4 gr Cl entzogen; am fünften Tage des Versuchs betrug die Natriumausscheidung weit mehr als das Äquivalent der Chlorausscheidung; es ist also dem Organismus außer dem Kochsalz noch weiteres Natrium entzogen worden (5,6 gr NaCl und 2,1 gr NaO). Es kann nach ihm kaum bezweifelt werden, daß diese Entziehung durch chemische Umsetzung der Kalium- und Natriumverbindungen zu stande kommt.

Wenn nämlich, sagt Bunge,¹ ein Kaliumsalz, dessen elektro-negativer Bestandteil nicht Chlor, sondern z. B. Phosphorsäure ist, also Kaliumphosphat, mit Chlornatrium in einer Lösung zusammentrifft, so tauschen die beiden Salze teilweise ihre Säuren aus; es bildet sich Chlorkalium und Natriumphosphat. Der Verlauf der Einwirkung würde folgende Gleichung ausdrücken:



Wenn somit phosphorsaures Kali durch Resorption der Nahrung ins Blut gelangt, so muß es sich mit dem Chlornatrium des Plasma umsetzen und das dabei gebildete Chlorkalium und phosphorsaure Natrium als überschüssig durch die Nieren ausgeschieden werden, damit die normale Zusammensetzung des Blutes erhalten bleibe. Es muß somit dem Blute durch Aufnahme von phosphorsaurer Kalium Chlor und Natrium entzogen werden, und dieser Verlust kann nur durch Wiederaufnahme von Kochsalz gedeckt werden. Es folgt daraus, daß ein Tier, welches eine an Kalisalzen reiche Nahrung genießt, wie der Pflanzenfresser, Kochsalz zu dieser Nahrung hinzufügen muß, um die normale Chlor- und Natriummenge im Organismus zu erhalten.

Die Richtigkeit dieser Hypothese hat Bunge dann durch experimentelle Untersuchungen über das Verhalten der Kalisalze zum Kochsalze außerhalb des Organismus und im Organismus (Selbstversuche) bewiesen.

Die Frage nach der Grenze, bis zu welcher der Organismus bei fortgesetzter Kalizufuhr fortfährt, Natrium abzugeben, ist experimentell bis jetzt zwar nicht entschieden; jedoch thun die Versuche wenigstens die rasche Abnahme der Natriumentziehung dar.

Wenn aber auch die Verdrängung des Natriums ihre Grenze hat, so kann doch Bunges Ansicht vollständig richtig sein, d. h. durch die Herabdrückung des Natriumgehaltes des Körpers auf das äußerste Maß ein Bedürfnis nach Natrium bestehen, dessen Befriedigung angestrebt wird. (Vgl.)

Bunge hat ferner vielfache Angaben über den Kochsalzgehalt bei den verschiedenen Völkern gemacht, nach denen die von Vegetabilien lebenden Stämme Kochsalz genießen, die von Fleisch lebenden aber nicht. (Siehe Zeitschrift für Biologie Bd. X. p. 111.)

Das Kochsalz ist im Tierorganismus außerordentlich verbreitet, und nicht nur in allen tierischen Flüssigkeiten, sondern auch in allen Geweben und Organen enthalten. Alles im Körper vorkommende Kochsalz stammt von der Außenwelt und wird durch die Nahrung dem Körper einverleibt. Die Menge des aufgenommenen Kochsalzes ist natürlicherweise abhängig von der Menge der Nahrung, vom Kochsalzgehalte derselben an und für sich, und von dem als Würze zugesetzten.

Die beiden Bestandteile des Kochsalzes,² das Chlor und das Natrium, sind zwei der wichtigsten Agentien für die Verdauung. Während die Wasserstoffverbindung des ersteren, die Salzsäure, welche frei im Magensaft vorkommt,³ die Eigenschaft desselben bedingt, die dem Magen zugeführten Speisen

¹ Bunge: Zeitschrift für Biologie 1873 p. 111. Vergl. auch Bunge: Physiologische und pathologische Chemie 1889 p. 108.

² Das Salz enthält 60,3 Proz. Cl und 39,7 Proz. Na.

¹ Vergl. Ledebours Reise durch die Altai-Gebirge. Berlin 1830, T. 2, p. 44.

² Georg Forsters sämmtl. Schriften IV. p. 165 cit. Bunge: Zeitschrift für Biologie 1874 p. 125.

³ Vergl. R. Maly: „Untersuchungen über die Quelle der Magensaftsäure,“ Viebig's Annal. d. Chemie 173 p. 227. Hoppe-Seyler: Physiologische Chemie, Berlin 1881 p. 213. Bräde: Vorlesungen über Physiologie, Wien 1885 p. 227. Hermann: Handbuch der Physiologie V. p. 63.

aufzulösen, d. h. sie fähig zu machen, vom Organismus resorbiert und assimilirt zu werden, dient die Sauerstoffverbindung des Natriums zur Bereitung der Galle, deren Hauptbestimmung nach Junke¹ ist: die Aufnahme der Fette aus dem Nahrungsbrei wesentlich zu unterstützen; ohne seine Mitwirkung würde nur eine unzureichende Menge derselben in die Säfte übergehen. Nach der Vereinigung der Galle mit dem Chymus wird das für das Blut nötige Kochsalz in großer Menge gebildet.

(Schluß folgt.)

Weltzeit und Landeszeit.

Von

Max Dreviw.

Nachdem die Kräfte des Dampfes und der Elektrizität der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die epochemachende Bedeutung verliehen haben — nachdem Raum und Zeit, diese beiden Fesseln an den Gliedmaßen menschlichen Willens und Könnens, durch die Dampfmaschine und elektrische Telegraphie ihre hemmende Kraft verloren haben, so daß für die wirtschaftliche Arbeit und das geistige Ringen der Menschheit ein über Länder und Meere reichendes — ein internationales Feld geschaffen worden ist, tritt die Notwendigkeit in den Vordergrund, auch diejenigen äußeren Zeichen früherer Abhängigkeit zu beseitigen, welche einen gedeihlichen Wechselverkehr der Völker zwar nicht verhindern, ihn jedoch ohne Zweifel zu erschweren geeignet sind. Wir meinen neben anderen hinderlichen Einflüssen die Unterschiede, welche Orts- und Landeszeit im telegraphischen, schriftlichen und Reise-Verkehr auf die Beteiligten auszuüben pflegen. Schon längst hat daher der Gedanke einer Weltzeit der Anhänger viele sich erworben, leider aber besitzt dieselbe neben so vielen Für- auch mancherlei gleich gute Widergründe, so daß es schwer wird, zu einer vollbefriedigenden Entscheidung in dieser Frage zu gelangen. Und ich meine, daß trotz aller nach einer Einheitszeit hindrängenden Verhältnisse das alte, gute Institut der Ortszeit, welche durch den Stand der Sonne für jeden einzelnen Ort sich reguliert, niemals ganz zu beseitigen sein wird. Doch hiervon später. Wenden wir uns zunächst zu den Ursachen, welche uns den Gedanken einer Einheitszeit nahelegen.

Der febhafte Mensch, welcher im günstigsten Falle einmal zu Pfingsten einen Ausflug in die sächsische Schweiz macht, kennt freilich nichts von jenen kleinen Unbequemlichkeiten, welche nicht selten in ihren Folgen zu den unberechenbarsten Nachteilen führen, lediglich hervorgerufen durch die Verschiedenheit der Ortsuhren. Die relative Entfernung zwischen Leipzig und Breslau ist bei der Beschaffenheit unserer heutigen Verkehrsmittel keine bedeutende, der Zeitunterschied trotzdem ein solcher von 18½ Minuten. Der Reisende, welcher sich abends um 10 Uhr in Leipzig in den Kurierzug gesetzt hat und früh gegen 7 Uhr in Breslau eingetroffen ist, wird alsbald seine Uhr den örtlichen Zeitverhältnissen anpassen müssen, um den nach Oswiecim um 6⁵⁰ vormittags abgehenden Zug nicht zu versäumen. Und ist er glücklich dort angelangt, sieht er zu seinem Erstaunen, daß sein Chronometer abermals und zwar um 9 Minuten von der dortigen Ortszeit abweicht. Und so weiter im lieblichen Wechsel, wenn er seine Reiseroute nach Westen einschlägt, ohne Aufhören. Solange sich unser Reisender noch innerhalb Deutschlands befindet — allerdings mit Ausnahme von Bayern, Württemberg und Baden; denn diese Staaten haben ihre Landeszeit — dann läßt sich's noch ertragen: unsere Eisenbahnverwaltung scheut nämlich nicht die Mühe, in den Fahrplänen, die jährlich zweimal neu herausgegeben werden, und deren Festsetzung unter Zugrundelegung der Berliner Zeit erfolgt, auch noch die Umrechnung in die Ortszeiten zu bewirken. Von diesen Fahrplänen kommen die ersteren nur

im inneren Eisenbahnbetriebe zur Anwendung, während die letztgenannten zur Veröffentlichung bestimmt sind, so daß also bei uns die Zeitangaben des Fahrplans mit den Ortszeiten übereinstimmen. Daß aus dieser für die Bequemlichkeit des Publikums geschaffenen Einrichtung erhebliche Erschwernisse für das Eisenbahnbetriebspersonal erstehen, ist ja bedauerlich, daß aber auch bei aller Sorgfalt kaum vermeidliche Betriebsunsicherheiten aus jener doppelten Zeitrechnung hervorgehen, kann schon unter Umständen bedenklicher in seinen Folgen wirken. In den fremden Staaten und Ländern aber, wo bald Landes- bald Zonenzeit in den Fahrplänen gebräuchlich ist und keinerlei Hinweise — von Umrechnungen ist überhaupt nicht die Rede — den ahnungslosen Reisenden in Verlegenheiten setzen, werden für denselben die Verhältnisse noch schwieriger. Nur ein Beispiel möge an dieser Stelle anzuführen erlaubt sein.

Der dänische Frühdampfer aus Kopenhagen nach Malmö fuhr seiner Zeit im Sommer um 6 Uhr ab, der Postdampfer aus Malmö nach Stralsund um 7⁴⁰. Da die Fahrzeit zwischen Kopenhagen und Malmö 1 Stunde 35 Minuten — bei den Schnelldampfern mittags und abends sogar nur 1 Stunde 15 Minuten beträgt, so sollte man meinen, daß zwischen beiden Dampfern ein Anschluß und dadurch eine Reiseverbindung von Kopenhagen nach Stralsund stattfinden könnte. Reisende, welche diese Schlussfolge als rechnerisch und sachlich begründet ansahen und gutes Mutes von einem Pfingstausfluge zurückkehrend um 6 Uhr früh von Kopenhagen abfahren, um nachmittags in Stralsund einzutreffen, wurden bitter getäuscht; denn der Unterschied zwischen dänischer und schwedischer Zeit war unberücksichtigt geblieben. Das Kopenhagener Schiff erreichte Malmö nach dänischer Zeit zwar 7⁰⁵, die schwedische Zeit zeigte alsdann aber bereits 7⁴⁵. Ein Anschluß an das 7⁴⁰ abfahrende Schiff war somit fahrplanmäßig gar nicht vorhanden, und die Reisenden mußten bis zum nächsten Morgen in Malmö verbleiben. Wenn erst ein solch kleiner Zwischenfall begegnet ist, bei dem, möchte man wohl glauben, wird sich das Interesse für eine Einheitsuhr, für eine Weltzeit ziemlich schnell und rege entwickeln.

Wie oft man übrigens bei einer Reise von verhältnismäßig kurzer Dauer den Genuß wechselnder Landeszeiten haben kann, das zeigt sich ebenso anschaulich als abschreckend bei dem Orient-Expresz-Zuge Konstantinopel-Paris. Mit Konstantinopeler Uhr durch die Türkei und Bulgarien fahrend, findet man zunächst bei Zaribrod die serbische Uhr um 34 Minuten gegen Konstantinopel nachgehend. Sodann zeigt jenseits Belgrad die ungarische Uhr nach Budapest Zeit wieder 6 Minuten weniger als die serbische. In Bruck an der Leitha beginnt bei dem Eintritt in Österreich die Prager Zeit mit 19 Minuten Verspätung — darauf in Simbach die Münchener Zeit mit 11 Minuten — in Ulm die Stuttgarter Zeit mit 10 Minuten — in Mühlacker die Karlsruher Zeit mit 3 Minuten. Von Neßl ab bis Deutsch-Wricourt herrscht die Ortszeit, welche bei jeder Station wechselnd, insgesamt etwa 4 Minuten Verspätung — und jenseits Deutsch-Wricourt die Pariser Zeit, welche 19 Minuten Verspätung bringt. Die Summe all dieser Verspätungen beläuft sich auf 1 Stunde 46 Minuten, und um diesen Betrag erscheint die Beförderungszeit im Fahrplan zu kurz, wenn man in der Richtung nach Paris, — zu lang, wenn man in der Richtung nach Konstantinopel reist. Das sind in kurzen Umrissen die Nachteile der bestehenden Orts- und Landeszeiten. Liehen sich dieselben so ohne weiteres durch die Einführung einer Weltzeit beseitigen, ohne daß mit ihr neue Unzuträglichkeiten entstünden, dann würden wir jedenfalls schon längst unter dem Schlage der Weltuhr ein beglücktes Dasein führen; aber auch die Weltzeit besitzt ihre Widersprüche oder führt wenigstens zu solchen im öffentlichen Verkehrsleben.

Fassen wir zunächst diejenige Weltzeit ins Auge, welche bedingt, daß alle Uhren des ganzen Erdballs in ein und demselben Augenblicke auch dieselbe Stunde, z. B. 8 Uhr schlagen, so würde eine derartige Stundenverschiebung so lange nichts Bedenkliches an sich haben, so lange wir an demselben Orte ver-

¹ C. Junke: Physiologie I. p. 328.

blieben. Für die Zeitgenossen, welche diese Umwandlung mitzumachen hätten, würde daraus etwa eine ähnliche Unbequemlichkeit entstehen, wie wir eine solche bei Einführung der Markwährung mit in den Kauf zu nehmen hatten. Lange noch haben wir auf die Thalerwährung zurückgreifen müssen, um uns den Wert der in Mark zum Ausdruck gebrachten Summe verständlich zu machen. Aber wir würden uns gewiß bald daran gewöhnen und die heranwachsende Jugend würde es eben nicht anders kennen lernen: 10¹/₂ Uhr z. B. als Mittagszeit und 20¹/₂ als Stunde des soliden Bürgers anzusehen. Ubrigens dürfte bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß auch die bisherige Einteilung und Bezeichnung der Stunden in 1—12 Uhr vormittags und 1—12 Uhr nachmittags in Wegfall kommen müßte; denn während ein und dieselbe Weltstunde für den einen Ort in den Vormittag fällt, wird sie dem andern in den Nachmittag, Abend- oder Nachtstunden schlagen. Als einfachstes Hilfsmittel zur Beseitigung dieses Ubelstandes bietet sich daher die Durchzählung der Stunden bis vierundzwanzig, wie sie im vorigen Beispiel bereits angewendet worden ist. Eine Einrichtung übrigens, welche sich auch ohne die Weltzeit recht wohl empfehlen dürfte; denn einmal erspart man sich ein oder mehrere Worte — und wenn man auch im mündlichen oder schriftlichen Verkehr nicht so geizen darf — im telegraphischen Verkehr aber, wo jedes Wort mit wenigstens 6 Reichspfennigen aufgewogen werden muß, fällt ein solcher Wortballast schon ins Gewicht; dann aber würde außerdem noch unzweifelhaft manchem Irrtum, mancher Verwechslung vorgebeugt werden; denn dreizehn bleibt einmal dreizehn, 1 Uhr kann aber ebenso gut in den Vormittag, als in den Nachmittag fallen.

Freilich würde der Nachfolger unseres Sonnentages — der Welttag — auch ein für unsere landläufigen Begriffe ungewohntes Aussehen erhalten; denn während derselbe z. B. bei uns um 1 Uhr nachts nach gegenwärtiger Zeitrechnung seinen Anfang nähme, müßten unsere Antipoden während der Mittagsmahlzeit diesen Ubertritt aus einem in den anderen Kalenderwelttag bewirken. An Orten unter anderen Längengraden würde der Welttagswechsel vielleicht in die Morgen- oder Abendstunden fallen, je nach der Lage dieser Orte zum Weltmeridiane. Doch das sind Folgen untergeordneter Natur, mit welchen sich der einzelne gar bald abfinden würde, und ob der eine die Jahreswende bei Sonnenschein, der andere sie unter dem Flügelsschlage der Nacht begeht, das ist schließlich für die obligate Sylvesterbowle belanglos; weit ergreifender ist dagegen der Gedanke, daß bei Berücksichtigung der Weltzeit alle Menschen des Erdenrundes, soweit sie dieser Abschiedsstunde des alten Jahres überhaupt eine Beachtung zollen, in einem und demselben Augenblick zum herzlichen Glückwunsch Herz, Hand und Glas erheben.

Dem sehnsüchtigen Menschen also würde, wie wir gesehen haben, die Weltzeit schließlich so verständlich werden, daß er in ihren Stundenangaben den Ausdruck der Sonnenzeit erblicken könnte; denn die Sonnenzeit wird nun einmal, mögen wir uns drehen und wenden wie wir wollen, stets die Unterlage für unser gesellschaftliches Leben bilden. Nach dem Stande der Sonne verlassen wir unser Bett, und wenn sie in den Ocean sinkt, dann lassen auch wir der Hände Arbeit ruhen.

Für den Menschen des wechselnden Wohnsitzes dagegen bildet dieser ununterbrochene, nur in seinem Umfange ungleichmäßige Konflikt zwischen Welt- und Sonnenzeit ein sehr beschwerliches Reisegepäck; denn niemals, es sei denn, daß er unter dem Weltmeridiane wandelte, wird ihn das behagliche Gefühl der Selbständigkeit erfüllen, ohne eine rechnerische Gehirngymnastik oder eine Zeitreduktionstabelle zeitgemäß arbeiten, essen oder schlafen zu können.

Lassen wir ein kleines Beispiel sprechen: Herr von N. aus Gumbinnen ist nach Metz gereist. Der Erfolg seiner Reise hängt von dem größeren oder geringeren Wohlwollen ab, welches er sich bei einer ihm noch unbekanntem Dame erwerben will. Die Weltuhr zeigt auf dreizehn. Um diese Zeit pflegt man in Gumbinnen seine Visiten zu machen. Unser Gentleman

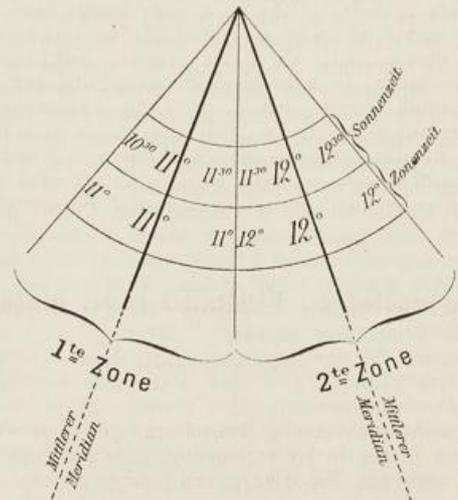
drückt den elektrischen Knopf und giebt seine Karte ab. „Die gnädige Frau ist um diese Zeit noch nicht zu sprechen!“ repliziert etwas spitz markiert das Böfchen, den östlichen Barbaren von Kopf bis Fuß musternd. Mit Hilfe eines blinzenenden Zweimarckstücks, welches der durch den Zeiger der Weltuhr Verunglückte in das kokette Schürzentäschchen der Kleinen gleiten läßt, erfährt er nun, daß hier in Metz erst die Zeit von 14¹/₂ Uhr ab seiner konventionellen Besuchszeit um 13 entspreche.

Während wir also jetzt nach Zurücklegung größerer Reisen allerdings genötigt sind, unsere Taschenuhr der jedesmaligen Ortsuhr anzupassen, um ähnlichen, wie dem eben exemplifizierten, unliebhamen Vorkommnissen vorzubeugen, würden wir unter dem einheitlichen Schlage einer Weltuhr zwar diese einmalige Unbequemlichkeit uns ersparen können, dagegen fortwährend im Kopfe Reduktionsexempel anstellen müssen, um das Verständnis für den durch die Weltuhr zum Ausdruck gebrachten Stand des Sonnentages zu gewinnen. Diese für das gesamte gesellschaftliche Leben mehr oder weniger störenden Einflüsse, und der Umstand, daß zur praktischen Durchführung des Gedankens einer solchen Weltzeit, wenn überhaupt, dann jedenfalls Jahrzehnte, wenn nicht Menschenalter erforderlich sein würden, hat dahin geführt, einen Mittelweg in der sogenannten Zonenzeit einzuführen.

Die Zonenzeit, welche gegenwärtig in Nordamerika, in Österreich und Schweden eingeführt ist, gründet sich auf die Teilung der Erdoberfläche durch vierundzwanzig Meridiane in ebenso viele sphärische Zwickel. Letztere möchten wir im nachstehenden mit der allerdings nicht zutreffenden Bezeichnung „Zonen“ einführen, um dem einmal gewählten obigen Namen „Zonenzeit“ auch lautlich gerecht zu werden.

Da nun die Erde im Laufe von vierundzwanzig Stunden sich einmal ganz um ihre eigene Achse bewegt, so wandert gleichsam in jeder der vierundzwanzig Stunden des Tages die Sonne einmal durch je eine der vierundzwanzig Zonen hindurch. Denken wir uns nun zwischen je zwei dieser Meridiane in gleichen Entfernungen je einen dritten gezogen, so teilt derselbe sein Zonengebiet in zwei gleichgroße sphärische Flächen. Der Zeitpunkt, in welchem nun die Sonne in diesen mittleren Meridian zu stehen kommt, in welchem also für sämtliche in diesem Meridian gelegenen Orte die Mittagszeit eintritt, soll als Einheitszeit für das ganze zugehörige Zonengebiet angenommen werden; d. h. also: innerhalb der einen Zone wird dieser Augenblick für alle Orte zwölf Uhr mittag bedeuten.

In entsprechender Weise regelt sich natürlich die ganze weitere Zeitberechnung.



Für die von jenem mittleren, zeitbestimmenden Meridiane mehr westlich oder östlich gelegenen Orte erwächst freilich eine

von der Sonnenzeit abweichende Zeitrechnung. Der Unterschied beläuft sich aber, wie es die vorstehende Zeichnung noch besser veranschaulicht, auf höchstens eine halbe Stunde; denn für die am meisten östlich gelegenen Orte derselben Zone würde die Sonne um zwölf Uhr der Einheitszeit bereits eine halbe Stunde aus dem Zenith herausgetreten sein, für die in gleicher Weise westlich gelegenen Orte aber erst nach Ablauf einer halben Stunde in den Zenith eintreten.

Diese Abweichungen zwischen der Sonnen- und Einheitszeit können aber bei der Größe eines Zonengebietes nicht von Belang sein. Nämlich doch z. B. — unter der Voraussetzung, daß als mittlerer Nullmeridian derjenige von Greenwich angenommen würde — in die zweite östlich gelegene Zone: Deutschland, Österreich-Ungarn, Schweden, Norwegen, Dänemark, die Schweiz, Italien und Serbien zu liegen. Ein hinreichendes Gebiet, wie ich meine, für den unge störten Genuß der Einheitszeit; aber auch nicht so ausgedehnt, um die Abweichungen der Sonnentagsstunde vom Zonenzeitstande störend hervortreten zu lassen.

Erst bei dem Übergange in ein anderes Zonengebiet macht sich die Unbequemlichkeit des — aber immer nur einmaligen — Zeitwechsels geltend; denn der Zeitunterschied zweier benachbarter Zonen beläuft sich, wie aus den vorigen Erörterungen genugsam erhellt, auf eine volle Stunde, um welche wir im Augenblick der Grenzüberschreitung unsere Uhr bei einer Reise nach Osten vor-, bei einer Reise nach Westen zurückstellen müßten. Dann aber begleitet uns wieder die Einheitszeit durch ein ganzes, weites Zonengebiet in behaglicher Ständigkeit. Nordamerika wird für diese Zeitregulierungszwecke in vier Zonen geteilt. Vierundzwanzig Stunden sind erforderlich, um eine einzige derselben ihrer Breite nach mittels Eisenbahn zu durchfahren.

Daß in dem durch die Zonenzeit geschaffenen Mittelwege zwischen Welt- und Orts- bzw. Landeszeit thatsächlich auch ein Ausweg für die schwierige Lösung der Frage einer Einheitszeit gefunden sein dürfte, scheint mir gerade deswegen annehmbar, weil die Zonenzeit nicht in ängstlichem, kleinem Partikularismus — wie die Landeszeit — sich an die künstlichen Grenzen politischer Staateneinteilung klammert, weil sie auch nicht anspruchsvoll — wie die Weltzeit — über die mit unserem Leben eng verwachsene Ortszeit vernichtend hinwegschreitet, sondern weil sie mit einer durchgreifenden Regelung der Zeitverhältnisse des ganzen Erdballes auch die kleinen auf die Sonnenzeit gerichteten Ortsinteressen zu verschmelzen befähigt ist.

Mögen nun diese auf die Weltzeit gerichteten Bestrebungen noch fern von ihrem Ziele stehen, oder mögen sie demselben im geistigen Leben der Völker schon näher gerückt sein — über das eine werden wir nicht im Zweifel bleiben dürfen, daß je mehr in internationaler Arbeit die äußeren, völkertrennenden Schranken fallen, je mehr die Welt an gemeinsamen Zielen gemeinschaftlich arbeitet, und je mehr die Solidarität internationaler Interessen zur Herrschaft gelangt, um so mehr uns auch die Aussicht auf ein friedliches Neben- und Miteinandergehen erwachsen, um so mehr auch die Notwendigkeit zurücktreten wird, den Völkerfrieden durch brutale Machtverfärfkung zu sichern.

Die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde.

Von

Dr. Gregor Rehmer.

II.

Die Elektrizität findet zu Behandlungszwecken in der Medizin außer in der sogenannten „Elektrotherapie“ noch anderweitige Verwendung, von welchen ich die

Galvanokautistik

jetzt zuerst beschreiben will. Man versteht unter Galvanokautistik

den Gebrauch eines mittels galvanischen Stromes glühend gemachten (Platin-) Drahtes zur Entfernung krankhafter Gewebe. Schaltet man in eine galvanische Kette einen Platindraht ein, so wird derselbe im Augenblick des Einschaltens glühend und bleibt so lange glühend, als die Kette geschlossen ist. Es lag nahe, diese Hitzequelle in gleicher Weise für medizinische, speziell chirurgische Zwecke nutzbar zu machen, wie das Glüheisen, vor welchem dieselbe noch dazu sehr erhebliche Vorteile besitzt. Jedoch erst in der Mitte dieses Jahrhunderts wurde die Galvanokautistik durch Herstellung zweckmäßiger Werkzeuge zu einem allgemein verwendbaren Verfahren, welches jetzt zu den wichtigsten und für einige Gebiete der Medizin unentbehrlichsten gehört. Die Batterie, welche für galvanokautische Operationen verwendet wird, muß eine möglichst große wirksame Oberfläche, die auf wenige Elemente verteilt ist, besitzen. Man benutzt jetzt meist Tauchbatterien, welche den großen Vorzug besitzen, daß die Metallplatten bei ihnen nur für die Zeit des Gebrauchs mittelst passender Vorrichtung eingesetzt werden und dadurch lange erhalten bleiben. Während des Nichtgebrauchs kann man durch Verdecken der einzelnen Elemente das Ausströmen unangenehmer Gase ins Zimmer verhindern. Es werden gewöhnlich ein oder zwei Paar große Zink- und Kohlenplatten durch eine Kurbel so auf- und abbewegt, daß sie in entsprechend große Glasgefäße, welche mit einer Lösung von chromsaurem Kali und Schwefelsäure gefüllt sind, beim Gebrauch eintauchen oder beim Nichtgebrauch nicht einhängen. Bei diesen Batterien ist es bei gleicher Stromstärke nicht gleichgültig, ob die einzelnen Elemente zur Säule oder Kette verbunden sind. Für einen kurzen und dicken Platindraht ist die Anordnung zu einer Kette, für einen langen und dünnen zu einer Säule vorzuziehen. (Sind Platin [Pt] und Zink [Z] die Metallplatten in den Elementen, so ist die Anordnung der Metalle in der Säule Pt Z, Pt Z . . . ; in der Kette Pt . . . ZZ . . .)

Die galvanokautischen Werkzeuge enthalten, da in der starken Hitze andere Metalle schmelzen würden, als Hauptteil eine Platindrahtschlinge, deren Gestalt je nach Bedürfnis zu einem meßerartigen oder spitzen Instrumente umgeändert worden ist. Der galvanische Strom wird zu dem Platindraht durch dicke Kupferdrähte geleitet, welche gut leiten, daher nicht selbstständig glühen und von dem Platindraht nur wenig erwärmt werden. Die Kupferstäbe sind im Hest des Instrumentes, zu welchem die Leitungsschnüre von den Polen der Batterie führen, so befestigt, daß sie durch eine geeignete, durch Fingerdruck regulierbare Vorrichtung miteinander verbunden werden können. So kann leicht die Kette geschlossen und geöffnet, und der Platindraht zum Glühen gebracht werden. Zum Ertrag des Glüheisens wird der Kuppelbrenner, ein gebogenes Stück Platinblech, oder der Porzellanbrenner benutzt. Letzterer besteht aus einem kleinen, mit dem Platindraht umschlungenen Porzellankegel, welcher durch das Glühen des Drahtes mit erhitzt wird. In der Tiefe enger Gänge brennt man mit einer langen schmalen Drahtschlinge; außerdem wird ein platt geschlagener Platindraht in Gestalt einer kleinen Meßerlinge zusammengelegt verwendet. Der ausgiebigste Gebrauch wird von der galvanokautischen Schneidesechlinge gemacht. Die Schlinge wird kalt in derselben Weise wie jede andere Ligatur oder Drahtschlinge angelegt, z. B. um einen zu entfernenden Fremdkörper in der Tiefe eines Organs. Sie wird dann in die kupfernen Ligaturröhren des Schlingenträgers geschoben, durch welche der Strom auf den Platindraht übergeht, ohne denselben, soweit er sich in den Ligaturröhren befindet, zum Glühen zu bringen; der Teil ist also analog, wie oben beschrieben, gebaut, nur sind die erwähnten soliden Kupferstäbe hier röhrenförmig. Ferner glüht auch hier beim Schließen des Stromes nur das obere freie Ende des Platindrahtes. Letzterer geht nun von beiden Seiten nach unten zu einer am Griff des Werkzeugs befindlichen Vorrichtung, welche entweder drehbar ist und den Draht aufwickelt oder welche nach unten herabgezogen werden kann und dadurch den Platindraht mitzieht. Die oben aus den

Kupferröhren frei herausragende Schlinge wird auf diese Weise in die Röhren hineingezogen, der Raum zwischen ihr wird kleiner, und so werden daselbst befindliche Gewebsteile, über welche der Draht vorher geschoben war, entfernt. Unmittelbar bevor man zu ziehen beginnt, wird der Draht durch Schließen der Kette glühend gemacht. Nach Abtragung des zu entfernenden Gewebes wird der Strom durch Nachlassen des Fingerdruckes an der erst bezeichneten Vorrichtung wieder unterbrochen, und das Instrument aus dem Innern (der Nase u. s. w.) wieder hervorgezogen. Die meisten Apparate sind jetzt so konstruiert, daß die Schlinge sich in ihrer ganzen Länge stets in ihnen befindet, nach oben aber so weit frei herausragt, daß sie bequem um den zu fassenden Gegenstand herumgeführt werden kann. Hat sie nicht genügende Länge, so wird sie hervorgezogen. Auf diese Weise braucht der Platindraht nicht bei jeder Operation, wenn er um den zu entfernenden Teil gelegt ist, in den Anfangsteil der Kupferröhren geschoben zu werden, was ein ziemlich umständliches Verfahren ist. Der Handgriff mit der Vorrichtung zur Verkürzung der Drahtschlinge ist sehr verschieden angeordnet; einige haben an der Unterseite einen Ring, welcher mit dem Finger zurückgeschoben wird und zugleich den an der Oberseite aufgewickelten Platindraht zurückzieht, bei anderen wird der Draht durch eine Nabelvorrichtung nach hinten befördert. Das Verfahren hat vor der Anwendung des Glühens große Vorzüge, hauptsächlich daß die Temperatur der galvanokautischen Schlinge bei weitem höher als die des weißglühenden Eisens ist, was für seine verschiedenen Anwendungsarten von Wichtigkeit ist. Ferner ist das Glühen nicht allorts anwendbar, während der Galvanokauter und die galvanokautische Schlinge durch Biegung der Kupferröhre oder -röhren in jeder beliebigen Krümmung und Gestalt fast überall oberflächlich und in der Tiefe zu gebrauchen ist. Vor der kalten Schlinge hat die galvanokautische den Vorteil, daß bei letzterer die durchtrennten Blutgefäße durch die durch die Hitze gebildeten Blutgerinnsel sofort verschlossen werden, und daher bei galvanokautischen Operationen wenig oder gar kein Blut vergossen wird. Ferner ist das Verfahren durchaus aseptisch, da der Platindraht durch die Glühhitze von allen ihm etwa anhaftenden Keimen befreit wird. Die Galvanokautik wird in vielen Zweigen der Heilkunde zur Anwendung gezogen, bei verschiedenen Erkrankungen der Nase, der Nasenorgane, der Ohren u. s. w., auch im Verlaufe mancher größerer Operationen, z. B. bei der Entfernung beträchtlicher Geschwülste aus der Bauchhöhle, wenn die Anheftungsstelle derselben blutlos getrennt werden soll.

Elektrolyse und Elektropunktur.

Die elektrolytische Wirkung des galvanischen Stromes auf tierisches Gewebe beruht darin, daß das in letzterem enthaltene Wasser zerfällt wird, wobei sich am positiven Pol Sauerstoff, am negativen Wasserstoff abscheidet. Die Salze zerfallen sich in Säuren am positiven und Alkalien am negativen Pol. Die Säuren wirken zusammen mit dem entstehenden Sauerstoff oxydierend auf das Gewebe; die an der Kathode sich sammelnden Alkalien wirken ätzend. Bei unverletzter Haut erscheint unter der Kathode ein mit alkalisch reagierendem Inhalt versehenes Bläschen, welches sich in einen Schorf verwandelt. Letzterer fällt ab und hinterläßt eine Narbe. Unter der Anode spielen sich die Erscheinungen nicht mit gleicher Deutlichkeit ab. Hier entsteht eine mit saurem Inhalt versehene Quaddel, die zum Schorf wird, welcher hinterher eine unnachgiebige Narbe zurückläßt. An beiden Polen bewirkt der galvanische Strom Gerinnung des Blutes, am positiven haftet das Gerinnsel fest an, am negativen ist es locker und bröckelig. Eiweiß, Fibrin, Fett, Säuren, Chlor treten am positiven, die Extraktivstoffe, alkalische und erdige Basen, das Eisen und die Farbstoffe treten am negativen Pole auf. Auch sehr stark verdünnte Eiweißlösungen können durch den Strom zur Gerinnung gebracht werden. Mit diesen chemischen Vorgängen sind auch thermische verbunden. Da aber bei der Elektrolyse die beiden Polspitzen

sich nicht, wie bei der Galvanokautik, berühren, so sind die Wärmeeinflüsse von untergeordneter Bedeutung. Die speziell elektrischen Wirkungen des galvanischen Stromes äußern sich in Erweiterung der Blut- und Lymphgefäße, wodurch der Blut- und Säftkreislauf gesteigert, und die Aufsaugung beschleunigt wird. Ferner wird die Ambitionsfähigkeit der Gewebe gesteigert, die Nerven werden erregt oder beruhigt, und hierdurch verschiedene Änderungen im Stoffwechsel und der Ernährung herbeigeführt; die moleculare Anordnung in den Geweben, ihre Erregungsfähigkeit und Ernährungsthätigkeit wird geändert. Verschiedene Folgen und Wirkungen sind durch den mechanischen Transport von Flüssigkeiten von Pol zu Pol bedingt.

Als Typus der elektrolytischen Behandlung schildere ich eine wichtige Anwendung derselben: zur dauernden Befestigung abnormen Haarwuchses. Dieselbe kommt hauptsächlich für das schöne Geschlecht in Betracht, dessen Vertreterinnen bisweilen zu ihrer größten Verzweiflung mit Schmirbärten ausgestattet sind, welche den Reiz manchen Jährrichs zu erregen im Stande sind. Das Verfahren wurde zuerst in Amerika ausgeübt, dann auch in allen anderen Ländern erfolgreich angewendet. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß bereits in Rom die Enthaarung in ausgiebigem Maße betrieben wurde, was auch nicht wunderbar ist, da im alten Rom die linke Schulter, Oberarm, Achsel, Nacken und Brust stets, Unterarm und Unterarme häufig nackt blieben, und daher aus kosmetischen Gründen eine regelmäßige Entfernung der Haare nötig war.

Die Quelle für den elektrischen Strom bildet eine galvanische Batterie. Ein genaues Galvanometer ist zur Kontrolle und genauen Dosierung der Stromstärke unbedingt notwendig. Man setzt am besten sämtliche Elemente in Thätigkeit und schaltet durch den Rheostaten den gewünschten Widerstand ein und aus. Der positive Pol der Batterie wird als feuchte Schwamm-elektrode vom Patienten in der Hand gehalten. Mit dem negativen Pol ist ein Nadelhalter verbunden, welcher eine feine stählerne Nadel enthält. Letztere wird nicht gewaltsam, aber tiefe in den Haarbalg schräg nach unten eingeführt; hierauf ergreift der Patient die positive Elektrode und drückt dieselbe zwanzig bis dreißig Sekunden lang recht fest. Hierauf läßt der Patient die Elektrode los, man entfernt die Nadel aus dem Haarbalg und versucht nun, mit einer Pinzette das Haar aus dem Haarbalg herauszuziehen, was ohne jeden Widerstand geschehen können muß. Ist dies nicht der Fall, so ist die Nadel noch einmal in den Haarbalg einzuführen. Gewöhnlich folgt das Haar einem ganz leisen Zuge. Man entfernt in einer Sitzung dreißig bis vierzig Haare. Narben bleiben nach dieser Behandlung nicht zurück. Ist die Operation gut gelungen, so wachsen die Haare nicht wieder, da das Gewebe, in welches die Nadel eingestochen war, d. h. der Haarbalg, verflüssigt wird.

Man verwendet daselbe Verfahren d. h. die Verflüssigung durch Elektrolyse zur Entfernung kleiner Geschwülste im Gesicht, an den Händen. Sind z. B. an den Händen mehrere Warzen, so können diese gleichzeitig behandelt werden, indem man die Kathode in mehrere an einem Mittelstück bewegliche Nadelhalter teilt. Die Nadel wird von oben schräg in die Tiefe eingestochen, und ist der Galvanometer für die richtige Stromstärke eingestellt, so wird zunächst das zu entfernende Gebilde blaß. Die Anode befindet sich in der Nähe oder wird vom Patienten mit der Hand erfaßt. Unmittelbar neben der Nadel quillt aus der Einstichöffnung Schaum hervor, welcher aus Wasserstoffgas mit Gewebeflüssigkeit vermischt besteht. Dann wird die Warze dunkler, grünlich. Diese Farbe rührt davon her, daß nicht nur die Blutgefäße, sondern auch die Blutkörperchen aufgelöst werden, und der Blutfarbstoff in die Umgebung austritt. Die Oberfläche der Warze wird kugelig, und daß sie wirklich verflüssigt wird, ergibt sich daraus, daß man nach einiger Zeit die Nadel in ihr vollkommen wie in einer Höhle bewegen kann. Bewegt man die Nadel parallel zur Hautoberfläche fort, so kann man das ganze Gebilde unterminieren und es so von seiner Unterlage abtrennen. Sicht-

bare Narben entstehen nach dieser Behandlung nicht, wodurch dieselbe sich eben gerade für kosmetische Zwecke an unbedeutend gehalten Körperstellen, die für das Auge sichtbar sind, eignet. Der Heilungsvorgang ist so, daß beim Einstechen der Nadel die zuführenden Gefäße zerstört, und der über der Hautoberfläche befindliche Teil des Gebildes außer Ernährung gesetzt wird. Derselbe vertrocknet und es entsteht eine Kruste, unter der sich eine Höhle bildet. Der flüssige Inhalt dieser wird aufgesaugt, ihre Ränder legen sich aneinander, und stößt sich die Kruste ab, so ist Heilung ohne später nachweisbare Änderung erfolgt. Wahrscheinlich ist hier nicht der chemische Einfluß des elektrischen Stromes allein maßgebend, sondern auch seine bisher noch nicht genügend aufgeklärte Wirkung auf das Protoplasma der Gewebszellen.

Die Elektropunktur hängt mit der Elektrolyse eng zusammen. Bei der Elektropunktur handelt es sich stets um Elektrolyse, nicht jedoch auch umgekehrt. Das für das Verfahren nötige Nützigen ist dasselbe, wie für die Elektrolyse. Besonders die blutgerinnende Wirkung der Elektropunktur wird verwendet bei Gefäßgeschwülsten, das heißt umschriebenen oder ausgedehnteren sackartigen Erweiterungen der Gefäße, und zwar sowohl der Arterien als der Venen. Hierbei ist darauf zu achten, daß die Nadel bis in die Nähe ihrer Spitze mit einem gut haftenden isolierenden Überzug versehen ist, da sonst das Gewebe am Einstichkanal leicht zerstört werden kann, was bei den Gefäß-erweiterungen (Aneurysmen) streng zu vermeiden ist. Der Zweck der Elektropunktur bei den Gefäßgeschwülsten ist der, das Blut in ihnen zur Gerinnung zu bringen, und da dies besonders am positiven Pole durch Zersetzung des Wassers und der Blutsalze, die das Eiweiß in Lösung erhalten, geschieht, so ist es nur nötig, eine Nadel, welche mit dem positiven Batteriepol verbunden ist, in den Sack einzusenken, während die mit dem negativen Pol verbundene Elektrode in der Nachbarschaft auf der Haut ausgelegt wird. Die Sitzungen werden wiederholt, und ihre Dauer schließlich immer mehr ausgedehnt.

Zum Schluß bleibt noch der Gebrauch des

Elektromagneten

zu erwähnen, welcher in genialer Weise der Augenheilkunde dienstbar gemacht worden ist. Bereits vor ungefähr zweihundertundfünfzig Jahren wurde zuerst von einer Frau mittels eines Magnetsteines ein kleiner Eisenplitter aus den oberflächlichen Hornhautschichten entfernt. Der Apparat, welcher jetzt angewendet wird, um mit einem durch den elektrischen Strom magnetisch gemachten Eisenstab Metall-, besonders Eisenplitter, aus dem Auge zu entfernen, ist sehr handlich. Dem Unglück, durch dergleichen Splitter Augenverletzungen davonzutragen, sind besonders Schmiede, Maschinenbauer, Schlosser und alle diejenigen Handwerker, denen die Bearbeitung von Metallen obliegt, ausgesetzt. Wenn auch solchen Unfällen durch das Tragen von Schutzbrillen jetzt viel mehr als früher vorgebeugt wird, so sind sie dennoch ziemlich häufig, und ein Verfahren, welches gestattet, das sonst meist nach der Verletzung dem Untergange verfallene Sehvermögen oder Sehorgan wieder herzustellen oder funktionstüchtig zu machen, muß hauptsächlich auch vom sozialen Standpunkt als große Wohlthat für diejenigen angesehen werden, deren Beruf es erfordert, täglich die Augen in der beschriebenen Weise zu gefährden.

Die elektrische Kraft, die den Apparat versorgt, wird durch ein großes Chromsäure-Zink-Kohle-Element geliefert, von welchem zwei Kupferdrähte ausgehen, welche zur Spirale führen, die den Eisenkern des Magneten umgibt. Der Kern muß aus weichem, reinen Eisen bestehen. Die beiden Enden des Kerns, welcher mit einer Isolierschicht umgeben und an seinen beiden Enden mit je einer deckenden Holzplatte versehen ist, ragen aus diesen Platten auf beiden Seiten gebogen hervor. Die Enden sind ein bis zwei Millimeter dick und lassen sich bequem in das Innere des Auges einführen. Zu die Hornhaut eingebrachte, also oberflächlich liegende Eisenplitter werden mit feinen scharfen Instrumenten ohne Anwendung magnetischer

Kraft entfernt.) Die Einführung des Werkzeuges geschieht, nachdem die Lage des Fremdkörpers durch Untersuchung mit dem Augenspiegel festgestellt ist. Der Zugang zu demselben wird durch Schnitt freigelegt; der Elektromagnet wird durch die Wunde eingefenkt und befördert den ihm folgenden Metallsplitter leicht nach außen. Man hat auch Messerchen und Pinnetten magnetisch gemacht und auf diese Weise die magnetische mit der mechanischen Kraft vereinigt, um Eisenteilchen aus den Augen zu entfernen.

Nicht allein bei diesem Verfahren, sondern auch besonders bei galvanokautischen Operationen wird in neuerer Zeit mit großem Erfolge fast vollkommene Schmerzlosigkeit durch das Cocain erzielt, welches in der Nähe des zu entfernenden Teils oder des Organs, an welchem man operiert, in verschiedenen starker Lösung eingepinselt oder eingespritzt wird. Die darnach bei einigen Personen beobachteten Vergiftungserscheinungen sind wohl zum Teil auf individuelle Idiosynkrasie gegen das Mittel, zum Teil aber auch auf zu geringe Sorgfalt bei seiner Anwendung zu beziehen. Sowohl die Anästhesie mit dem Cocain, als auch noch vielmehr die Narbose mit den verschiedenen jetzt dazu gebräuchlichen Mitteln sollte stets nur unter Kontrolle eines Sachverständigen, d. h. allein eines Arztes, in Anwendung gezogen werden.

Den Gebrauch der Electricität zu diagnostischen Zwecken, wozu nicht nur die „Elektrodiagnostik“ als solche, sondern noch die elektrische Be- und Durchleuchtung von Organen u. s. w. gehört, gedenke ich demnächst in einem Schlusaufsatz zu besprechen.

Zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung in der neuesten Litteratur.

von Dr. Richard Loevy.

(Zweiter Teil.)

Sola, dessen Theorie von dem hier bekämpften Gedankengange ausgeht, stellt an die Spitze das wissenschaftliche Axiom des Determinismus, welches ebenso für die organischen wie für die anorganischen Wesen als Naturgesetz festgestellt sei. Er fordert von der Kunst die Anpassung an die Prinzipien und Methoden der Wissenschaft und daher das Bestreben, bei der Darstellung menschlicher Charaktere, menschlicher Handlungen und sozialer Verhältnisse so zu verfahren, wie der experimentierende Naturforscher bei seinen Versuchen verfährt. Die beiden großen Gesichtspunkte, auf welche er immer wieder zurückkommt, sind Ehrlichkeit und Umgebung: „Et c'est là ce qui constitue le roman expérimental: posséder le mécanisme des phénomènes chez l'homme, montrer les rouages des manifestations intellectuelles et sensuelles, telles que la physiologie nous les expliquera, sous les influences de l'hérédité et des circonstances ambiantes, puis montrer l'homme vivant dans le milieu social qu'il a produit lui-même, qu'il modifie tous les jours et au sein duquel il éprouve à son tour une transformation continue.“ Hierin bestehe die einzige unserer wissenschaftlichen Zeitalter entsprechende künstlerische Methode.

Auch diese Methode kommt nicht darüber hinaus, den Menschen in seinem geistigen Zusammenhange mit seiner Umgebung und der Vergangenheit zu schildern. Charakteristisch aber ist für sie die Hervorhebung jener von außen stammenden Motive im Gegensatz zur Individualität und die Betonung des Übergewichtes jener im Leben wie in der Kunst.

Wenn nun auch diese ganze Auffassungsweise einem strengen Begriffe der Dichtkunst nicht entspricht, so kann sie doch im Roman ebenso unterhaltend wie lehrreich sein. Denn dieser hat seiner ganzen Anlage nach einen so weiten Spielraum, daß die Schilderung sozialer Verhältnisse in ihrer Wirkung auf die einzelnen Individuen, sowie die Entwicklung von Charakteren durch Generationen hindurch sehr wohl ihren Platz darin finden

fam. Und gerade hier liegt vielleicht die soziale und kulturhistorische Bedeutung dieser Kunstgattung.

Aber das Drama ist einer solchen Aufgabe schon aus technischen Rücksichten nicht gewachsen. Es muß sich Beschränkungen in der Personenzahl auferlegen, es muß daher in dieser geringeren Anzahl den Typus veranschaulichen und dem einzelnen Individuum schon deshalb einen hervorragenden Platz einräumen. Hieraus entspringt das Gesetz der Einheit der Handlung, und diese Einheit findet ihren Ausdruck in der Darstellung eines bedeutenden Geschehens um und durch einzelne oder wenige hervorragende Individuen. Es ist daher weiter zu untersuchen, wie die Möglichkeit mächtiger Individualitäten gegenüber dem Dogma der Willensunfreiheit zu rechtfertigen ist.

Man muß sich nun vor allem gegenwärtig halten, daß alles, was der moderne Dichter Leben, soziale Verhältnisse, Umgebung nennt, nichts weiter ist als eine Summe von Individuen. In dem unendlichen Spiel und Widerspiel der Verhältnisse, d. h. in der unendlichen Wechselwirkung handelnder Menschen aufeinander, kann nun der einzelne seiner Umgebung entweder mehr leidend oder mehr handelnd gegenüberstehen. Er kann insofern eine das Durchschnittsmaß überragende Anlage auf dieselbe gestaltend einwirken oder ihrer Übermacht weichend seine Individualität einschränken, in Passivität verharren oder untergehen. Beides ist gleich möglich und wirklich, wenn auch dieses häufigere. Darum ist aber jenes für das menschliche Geschlecht, welches sich schließlich doch in der aufsteigenden Linie seiner Entwicklung befindet, das Typische und daher hervorragend Interessante. Und wie man auch über das Wesen der Kunst denkt, als besonders geeignet wird doch immer der Vorwurf der Darstellung erscheinen, der ein interessantes und typisches Abbild des Lebens bietet. Denn in seiner ganzen Fülle läßt sich daselbe in einzelnen Kunstwerke doch nicht erfassen.

Derjenige Charakter wird daher notwendigerweise der spezifisch dramatische sein, der die Fülle der Motive aus seiner eigenen mächtig angelegten Individualität heraus entnimmt oder richtigem gesagt empfängt, der seiner Umgebung mehr giebt, als ihm von ihr gegeben wird. Einen solchen im Kampfe gegen mächtige Verhältnisse zu schildern und ihn nur da scheitern zu lassen, wo die Menschheit an dem Siege dieser Verhältnisse ein höheres Interesse nimmt als an der Erhaltung seiner Individualität, wird zu allen Zeiten die höchste Aufgabe dramatischer Kunst sein. Und diese Charaktere können wir auch in gewissem Sinne frei nennen, obgleich auch ihr Handeln sich der strengen Banden der Kausalität nicht entwinden kann. Sie handeln unfrei unter dem Zwange der aus ihnen selbst stammenden Motive, aber ihre Individualität erscheint frei gegenüber den Verhältnissen, auf welche sie bestimmend einwirken.

Soviel über die Stellung des Individuums zu seiner Umgebung im Gebiete der Kunst. Der zweite typische Grundirrtum der jüngsten Richtung besteht in der Hervorhebung der Erbllichkeit bei der Motivierung des einzelnen Charakters. Ja, die Bedingtheit menschlicher Schicksale durch ererbte Eigenschaften des Blutes wird heutzutage als neues Evangelium, als Wiederbelebung der antiken Schicksalstragödie auf modern-wissenschaftlicher Grundlage gepriesen.

Uns erscheint eine derartige Ahnenprobe für die ästhetische Würdigung einer dargestellten Individualität absolut eines jeden Interesses zu entbehren. Freiheit heißt für uns die konsequente Harmonie zwischen dem dargestellten Charakter und seinen Handlungen. Diese Freiheit können wir nicht entbehren, aber wir wissen, daß sie als solche nur Schein ist. Wenn wir nun nebenbei noch erfahren, daß Vater und Großvater und sämtliche Ahnen in ähnlichen Situationen ähnlich gehandelt haben, so mag dieser Nachweis wissenschaftlich sehr interessant sein. Künstlich ist er mindestens überflüssig. Denn die Notwendigkeit wird dadurch nicht mehr bekräftigt, daß ihr Ursprung um ein bis zwei Stufen zurückgerückt wird; dieselbe ist dem Indi-

viduum vielmehr schon von vornherein immanent. Andererseits können wir die Freiheit als Harmonie des Individuums mit seinen Willensäußerungen auch so nicht vermissen. Wir sind von Anfang an von jedem Individuum überzeugt, daß es das Produkt sämtlicher vorangegangener Generationen ist und der letzten wahrscheinlich am meisten ähnelt. Stellt es uns aber der Dichter einmal als selbständiges Individuum vor Augen, so lasse er es mit eigener Konsequenz und Verantwortlichkeit handeln und verschone uns mit dem Stammbaum seiner Charaktereigenschaften.

Damit sind wir am Schluß unserer eigentlichen Aufgabe angelangt, welche darin bestand, aus dem inneren Wesen der Kunst und speziell der dramatischen Kunst heraus festzustellen, welche Species menschlicher Motive und Handlungen allein spezifisch dramatisches Interesse erwecken kann. Wir sahen, wie ein konsequent und bewußt nach Motiven handelndes Wesen ebenso unserem gewöhnlichen Begriffe von Freiheit, wie dem Dogma der Unfreiheit entspricht; wie nur ein solches künstlerisch darstellbar ist, und wie unter der Summe der Individuen nur diejenigen dramatische Charaktere sind, welche ihrer Umgebung mehr geben, als von ihr empfangen. Damit entfernt sich der Dichter von dem Boden der Wahrheit um keinen Fuß breit. Denn die Erfahrung wie die Geschichte lehren Schritt für Schritt, daß es Menschen giebt, welche den sie umgebenden Verhältnissen den Stempel ihrer Individualität aufdrücken, und gerade in diesen verkörpert sich die fortschreitende, eine Stagnation hindernde Richtung menschlichen Handelns und Strebens. Wir verlangen damit etwa keine Rückkehr zur Haupt- und Staatsaktion vergangener Zeiten, keine Beschränkung der Kunst auf die Darstellung gigantischer Charaktere. Wir verlangen aber gegenüber der Umgebung ein Handeln, kein bloßes Leiden, und ziel- und zweckbewusstes Handeln setzt schon ein gewisses Maß von That- und Widerstandskraft voraus. Selbstverständlich und einer weiteren Ausführung nicht bedürftig ist es hierbei, daß sich alles dieses nur auf den im Mittelpunkte des Dramas gestellten Vorgang bezieht, und daß der Dichter bei der Darstellung der Umgebung, bei der Charakteristik von Nebenfiguren und der Einführung von Nebenmotiven an diese engen Schranken nicht gebunden ist.

Nun können wir mit Freude gestehen, daß die hier versuchte Widerlegung rein theoretischer Irrtümer zur Zeit nur ein rein theoretisches Interesse beanspruchen kann. Denn wenn auch unsere Dramatiker von derartigen Grundanschauungen auszugehen vermeinten, das Wesen sowohl als die Technik ihrer Kunst hat sie bisher im großen und ganzen glücklich davor bewahrt, praktisch allzusehr von den hier aufgestellten Prinzipien abzuweichen. Keiner hat den Mut gehabt, die Entschliessungen seiner Helden von Natureinflüssen, welche außerhalb des geistigen Zusammenhanges stehen, abhängig zu machen, keiner konnte bisher der Darstellung bewußt und konsequent handelnder Menschen entbehren, und bei keinem spielt die Erbllichkeit eine andere Rolle als die eines Nebenmotives oder einer überflüssigen Charakteristik.

Leider trifft aber auch diese rein theoretische Widerlegung einer rein theoretischen Grundanschauung nicht den Kernpunkt derjenigen Frage, welche im literarischen Tagesstreite im Vordergrund steht: die Berechtigung des sogenannten Naturalismus.

Mögen daher zum Schluß noch einige Worte über dieses vielumstrittene Thema hier ihren Platz finden, welche vielleicht schon oft gesagt sind, aber nicht oft genug wiederholt werden können.

Der Grundirrtum der naturalistischen Richtung — dies muß immer und immer wieder betont werden — liegt in der Verwechslung von Wahrheit und Alltäglichkeit.

Die Kunst geht aus von der Nachahmung der Natur, und nichts ist daher berechtigter als der Ruf nach Wahrheit in allem, was der Künstler uns darstellt. In der Statue wie im Bilde, im Roman wie auf der Bühne wollen wir nichts sehen,

das nicht den Stempel strengster Naturbeobachtung und Naturwahrheit an sich trägt. Denn nur so ist diejenige Art der Illusion möglich, welche wir vom Kunstwerke verlangen. Aber in dieser negativen Formel: „Nichts, was unwahr“ erschöpft sich die Berechtigung des Naturalismus. Den großen Sprung über das Gebiet der Kunst hinaus macht er mit seiner Forderung, daß alles, was wahr ist, schon als solches und nur deshalb, weil es wahr ist, künstlerisch darstellbar sei.

Die Kunst ist eben nicht nur Nachahmung der Natur, sondern nur eine solche Nachahmung derselben, welche ein dauerndes Interesse in Anspruch nehmen kann. Gerade der modernen denkende Mensch, der stets und überall nach dem Warum der Dinge forscht, muß sich doch zuerst nach dem Grunde eines Kunstinteresses der Menschheit fragen und kann diesen niemals in der Freude an einer bloßen Wiedergabe der Natur erblicken. Kindliche Freude an der Nachbildung als solcher ist der Ursprung künstlerischer Produktion; die gereifte Menschheit aber muß ein höheres geistiges Interesse daran nehmen, wenn sie nicht die Kunst als überflüssige Spielerei zu den abgethanen Dingen werfen soll. Ein solches Interesse kann die Darstellung der bloßen Alltäglichkeit niemals erwecken; denn das tägliche Leben mit allen seinen gemeinen und schmutzigen Details wird uns die Kunst niemals so klar und anschaulich vor Augen stellen, wie die tägliche Erfahrung selbst. Der Künstler soll uns die Realität der Dinge so zur Darstellung bringen, daß ihr wesentlicher und bedeutender Daseinsinhalt uns zur unmittelbaren Perception gelangt, und daß ihre Verewigung im Abbilde der Menschheit zum dauernden Gewinne gereicht. Nur aus einer intuitiven Erfassung des Wesens der Dinge läßt sich der Begriff künstlerischer Produktion begreifen; denn nur im Wesen liegt das Schöne und Erhabene begründet.

In dieser Hinsicht befindet sich freilich der Darsteller der leblosen Natur in einer teilweise anderen Stellung zu seinem Stoff als der Dichter. Die leblose Natur gewährt ihm Vorbilder, in denen sich ihre ewige Schönheit und Erhabenheit so unmittelbar offenbart, daß er sie in der Nachbildung nie erreichen wird. Die Erhabenheit des Meeres und der Alpennatur nur wiederzugeben ist dem künstlerischen Streben schon die höchste, fast unerreichbare Aufgabe. Das Menschenleben bietet seltener Momente, deren wesentliche und typische Bedeutung so unmittelbar zu Tage tritt, daß der Dichter von nichts zu abstrahieren braucht, um sie zur Darstellung zu bringen. Aber wenn er auch von vielem abstrahieren muß, so braucht er deshalb die Natur in keiner Weise zu fälschen. Von den Zufälligkeiten des alltäglichen Lebens abzusehen, die Idee, welche die Ereignisse beherrscht und ihnen immanent ist, durch die Darstellung derselben hervorzuheben und damit das Bedeutsame und in höherem Sinne Reale in ihnen zur Erkenntnis zu bringen — das ist seine Aufgabe und damit leistet er unserem Drange nach Wahrheit einen größeren Dienst, als mit der photographischen Wiedergabe einer langweiligen Alltäglichkeit.

Wir befinden uns unzweifelhaft in einer Zeit teilweiser künstlerischer Verwirrung. Aber das Bewußtsein davon, daß auch diese nur ein Symptom einer Übergangszeit ist, gewährt uns ebenso die Erklärung ihres Ursprunges, wie den tröstlichen Ausblick auf eine neue Zukunft der Kunst. Was wir den heutigen Bestrebungen verdanken, das ist der Versuch, das Leben in seinen Höhen und Tiefen künstlerisch zu erfassen und im Gegensatz zu der Exklusivität früherer Zeiten zu beweisen, daß kein Stoff an sich der künstlerischen Darstellung widerstrebt. Neue Stoffgebiete werden damit erschlossen, die Beziehungen des Künstlers zum Leben in jeder Art erweitert und vertieft, und damit eine breite Grundlage geschaffen, auf der sich der Tempel der wahren modernen Kunst in ungeahnter Pracht dereinst erheben wird. Möge es uns vergönnt sein, der Grundsteinlegung noch beizuwohnen, wenn auch die Krönung des Werkes erst späteren Generationen vorbehalten sein wird.

Zum Jubiläum Ludwig Barnays.

Von
F. W.

Herr Ludwig Barnay ist ein vortrefflicher Schauspieler mit schönen Mitteln und mit kluger Kenntnis des mittlern Publikums; er ist ein tüchtiger Regisseur mit wenig künstlerischem Geschmack, aber mit genauer Voraussicht der Bühnenvirtuosität; er ist überdies ein ungewöhnlich geheimer Mensch und hat sich um seinen Stand ein wirklich bleibendes Verdienst erworben, da er die Genossenschaft gründete, die nun als eine der größten und besten freien Unterstützungsvereine blüht und andern Ständen nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Aus allen diesen Gründen ist es dem rastlosen Manne herzlich zu gönnen, daß sein dreißigjähriges Schauspieler-Jubiläum so erfolgreich über die Bretter ging und daß keine der Ehren ausblieb, auf welche Herr Barnay mit einiger Aussicht rechnen konnte. Von 10 Uhr vormittags bis lange nach Mitternacht dauerten die öffentlichen Huldigungen von Privatleuten. Nur die Nerven eines Schauspielers oder die eines geborenen Herrschers können das aushalten. Herr Barnay bewies bei dieser Gelegenheit, daß er mit viel Geistesgegenwart und Laune seine tiefste Ergriffenheit zu verdecken vermag, und daß die Ovationen niemals hoch genug anwachsen können, um seinen schönen und anschlagigen Kopf zu überfluten.

Gerade darum aber, weil Ludwig Barnay als Schauspieler das lauteste Beifallklatschen, als Theaterdirektor manches Lob und als Begründer der Schauspielergenossenschaft sogar einen Rufeskrantz verdient, gerade darum, weil seine Jubiläumsfeier von vielen Teilnehmern herzlich mitempfundener wurde, läßt sich nach dem Kaufen des Festes ohne Verletzung für seine Person ein vernünftiges Wort über den Wert und über die Injenerierung solcher Theaterfestlichkeiten sprechen. Man liebt von so vielen Schauspielerjubiläen, die einfach eine Satire auf sich selber sind, daß man bei einer ziemlich ernst gemeinten Feier unwillkürlich die Erinnerung an die vielfachen Mißbräuche nicht los wird. Als Erich Schmidt in diesen Blättern sein Urteil über das geplante Hamerlingdenkmal aussprach, da kamen von allen Seiten Zeichen der Zustimmung, und nicht zuletzt deshalb, weil da endlich der Frivolität entgegengetreten wurde, mit welcher bedeutende Männer gedankenlos die Übertreibungen eines durch generatio aequivoa erzeugten Festkomitees mit ihrem Namen zu decken pflegen.

Ich will also mit keinem Worte mehr die Einrichtung des Barnay-Jubiläums kritisieren. Wer dreißig Jahre fleißig gestrebt und etwas erreicht hat, wer dann Geschmac daran findet, sich das von kleinen Kollegen und dankbaren Freunden vor der Öffentlichkeit sagen zu lassen, der mag an einem so gelungenen Feste seine Freude haben. Doch muß der Wunsch gestattet sein, daß künftige Festkomitees von Schauspielerjubiläen etwas zurückhaltender in ihren Anstalten sein mögen. Nicht jeder Künstler ist persönlich so beliebt wie Ludwig Barnay, und nicht immer dürfte das Publikum die ihm zugewiesene einfache, aber anstrengende Rolle so wacker spielen, wie an diesem 2. Mai. Es könnte sich einmal fragen, wie viele Kränze wohl dem großen Julius Cäsar nach dreißigjähriger Thätigkeit gebühren, wie viele seinem Historiker Theodor Mommsen und wie viele seinem Dichter Shakespeare, wenn schon der Darsteller des Marc Anton in solcher Weise überschüttet wird. Falls mir eingewendet werden sollte, daß die Kränze, welche die Mitwelt dem Mimen slicht, nicht so schwer wiegen wie die des Staatsmannes, des Forschers, des Dichters, so müßte doch gerade das stolze Ständebewußtsein mit der alten Gewohnheit brechen, sie von oben her so dicht auf die Bühne niederprasseln zu lassen. Lorbeer ist bekanntlich ein rühmliches Gemüse, aber immer doch nur Gemüse; richtige Fleischfresser, zu denen z. B. die Löwen gehören, verschmähen es.

Die Entwertung aller Worte und Zeichen, vor allem die

Entwertung von Beifallsäußerungen vollzieht sich ja im Laufe der Geschichte überall, nirgends aber so schnell, wie in den Kreisen der Bühnenvelt. Dem Schauspieler, besonders dem schlechten, stehen die Gesten und Redensarten der äußersten Empfindungen so sicher zu Gebote, daß er Freude und Schmerz, Zustimmung und Ablehnung gern in der grellsten Form vorbringt. Den gewöhnlichen Komödianten erkennt man sofort an diesen hohlen Pathos und auch der vornehme Schauspieler hat sich fast stets vor einem Rückfall in diese Anfängermanieren zu hüten. Nebenbei bemerkt hängt mit dieser Entwertung des Worts die Unerfättlichkeit zusammen, welche der Schauspieler in den meisten Fällen dem kritischen Lobe gegenüber zeigt. Wo Ausdrücke wie „göttlicher Meister“ und „Epoche machend“ zum täglichen Brot gehören, da wird das Urteil, einer habe seine Sache „recht gut“ gemacht, schon wie ein Tadel empfunden.

Hat nun die allgemeine Entwertung der Sprache die unangenehme Folge, daß bei solchen Anlässen ohne Widerspruch leichte Münze in die Welt gesetzt wird, so kommt beim Jubiläum von Theatermenschen dazu, daß die Regie sich selber in Scene setzt. Der Regisseur, welcher sonst die Aufgabe hat, die Worte des Dichters lebendig zu machen, oder doch wenigstens Menschen und Dekorationen nach ihnen zu gestalten, muß beim Schauspielerjubiläum gewissermaßen selbst Dichter sein. Ihm fehlt der feste Halt; er muß sich, wie der berühmte Baron, an seinem eigenen Poppe aus dem Sumpfe ziehen oder — um feierlicher zu reden — er muß wie Archimedes einen festen Stützpunkt finden, um die Welt zu bewegen. Es ist, um bei der modernsten Thätigkeit des Regisseurs zu bleiben, als ob man einen Tapezier beauftragen würde, einen Saal zu schmücken, aber keine feste Wand zu berühren.

Bei den Jubiläen von Gelehrten oder Dichtern wäre ein Theaterregisseur, dazu vielleicht gar ein Souffleur und eine Probe mitunter zu wünschen. Es ist oft wirklich jämmerlich, wie unbeholfen so ein bedeutender Geist einer beschränkten Öffentlichkeit von fünfzig Personen unvorbereitet gegenübersteht. Der Professor stottert vor seinen Schülern und der Dichter sogar vor seinen Kollegen. Niemand weiß, wo er die Füße hinstellen und wo er die Hände lassen soll. Ein paar herzliche Händebrücke, ein verlegenes Murren unvollendeter Sätze und hie und da ein ganz echtes Aufschluchzen, das nennt sich da oft eine Feier; ein paar Blumen in der engen Wohnung des Jubilars sind die ganze Dekoration, und die Damen, welche ihm Blumen überreicht haben, sind nicht einmal immer hübsch. Mit den sämtlichen Werken des Jubilars, welche einfach gebunden auf dem Bücherbrett stehen, läßt sich auch nicht viel Staat machen; die stehen anderswo auch und werden vielleicht noch hundert Jahre dort stehen. Ich habe vortreffliche Schauspieler bei solchen Veranlassungen schon mit Recht über die schlechte Haltung eines großen Mannes lächeln sehen. Und wie schlecht dem manchesmal der Rock saß!

In entgegengesetzter Richtung liegt die Gefahr bei den Jubiläen berühmter Schauspieler. Da klappt alles. Ohne Probe weiß jedermann seinen Platz und sein Stichwort, und wenn Stammeln, Ergrißfenheit und Thränen bemerkt werden, so kommt das alles im richtigen Augenblicke. Dagegen kann sich niemand zur Wehr setzen. Der Schauspieler steht vor dem Publikum im Banne seiner Kunst und wäre gar kein voller Künstler, wenn er sich gehen lassen und die Zuschauer vergessen könnte. Der naive Schauspieler kann vielleicht einmal die Wirkung außer acht lassen, die er ausübt, der Regisseur nie.

Da dem Regisseur kein geschmackvoller Dichter zur Seite steht, so wird er auch die Neigung haben, intimere Dinge, welche innerhalb der vier Wände spielen sollten, vor die Öffentlichkeit zu bringen, und berühmte Männer, auf deren Eitelkeit er rechnet, im Hintergrunde thätig oder wenigstens als Staffage zu zeigen. Es giebt Schauspieler, welche die Schausstellung so sehr lieben, daß sie sich immer sofort photographieren lassen, sobald man sie allein läßt; auch das ist ein Fluch der Kunst,

welchem sich gänzlich nur wenige entziehen können. Selten nur wird darum bei Schauspielerjubiläen die Grenze gewahrt zwischen dem, was die Mitwelt etwas angeht und was sie nichts angeht; das geehrte Publikum freilich, welches sich um Theaterflatsch noch mehr bekümmert als um die Bühnenkunst, nimmt diese Grenze nicht wahr. Es giebt aber doch Naturen darunter, welche das Tssnen des Vorhangs als etwas Häßliches empfinden.

In einem weniger bekannten Trauerspiel Grillparzers, in „König Ottokars Glück und Ende,“ ist es verhängnisvoll für den Helden, daß seine Huldigung Zeugen erhält. Er will vor König Rudolf ungehehrt im Zelte knien, ein Ritter haut aber mit dem Schwert die Zeltschnüre ab, die Vorhänge fallen und der Eindruck ist kein ganz erfreulicher.

Um zu Ludwig Barnay zurückzukehren: er führte zu seinem Jubiläum den „Julius Cäsar“ auf und sein Marc Anton, der Brutus des Herrn Kraußneck und die Portia des Fräuleins Buße waren gute Leistungen.

Kleine Kritik.

Die alte und die neue Bühnenkunst hatte binnen vierundzwanzig Stunden Gelegenheit, im Berliner **Leffingtheater** ihre Kräfte zu messen. Am Sonnabend wurde „Mädchenrache,“ ein zweiaktiges Lustspiel des bald neunzigjährigen Bauernfeld, und „Ein Versuch,“ das zweiaktige Schauspiel von Eduard Brandes aufgeführt, und am Sonntag mittag gab die „Freie Bühne“ eine Vorstellung von Arthur Fitgers Trauerspiel „Von Gottes Gnaden.“ Unter den Gaben dieser vierundzwanzig Stunden war die spanische Komödie des großen Bauernfeld weitaus die wertvollste. Der Stil seines Stückes ist ganz veraltet, ganz veraltet der Einfall, die Leute auf der Bühne Berse reden zu lassen, und noch dazu gereimte Berse. Aber Bauernfeld ist ganz nebenbei ein Dichter und besitzt dazu Wit und Geschmack; so kam es, daß der alte Herr, dessen besondere Persönlichkeit über den Kampf der litterarischen Parteien hinausgewachsen ist, einen schönen Erfolg mehr erlebte. Das Schauspiel von Eduard Brandes galt den Zuschauern für ein Werk der neuen skandinavischen Poesie. Ich fürchte aber, es ist ebensowenig Skandinavisches wie Poetisches in dem Wesen des Verfassers. Die Figuren haben gar kein dichterisches Leben und die Mache könnte ebenjogut von einem Pariser Nachahmer des jüngeren Dumas sein wie von einem dänischen. Das Ganze — die Begegnung einer glücklich gewordenen jungen Frau mit ihrem Verführer — wäre vielleicht ein leidlicher Novellenstoff, könnte aber zu einem Drama nur durch die Schöpfung von Charakteren umgewandelt werden. Und wenn Eduard Brandes gegen den Schluß hin dadurch eine höhere Gattung anstrebt, daß er in einer langen Verteidigungsrede Emanzipationsideen seines Bruders Georg anklingen läßt, so versagt ihm auch hier an den entscheidenden Stellen die Kraft und er bleibt auch da Nachahmer, wo selbst ein unbedeutender Mensch ganz er selber sein muß; in seinem Bekenntnis. Gehörte so das spanische Stück des alten Bauernfeld der ewig jungen Schule an, welche die des echten Talentes ist, entpuppte sich der Skandinavier Brandes als ein unselbständiger Nachahmer der Franzosen, so gehörte das neueste Stück der „Freien Bühne“ der ewig alten Schule an, der des ungenügenden Könnens. Niemand konnte im Zweifel darüber sein, daß die romantische Handlung, die theatralischen Gestalten, die papierne Sprache und die Deklamation dieses Wertes sich auf der „Freien Bühne“ seltsam ausnehmen würden. Man durfte aber glauben, dem talentvollen Dichter der Here die Darstellung eines Wertes schuldig zu sein, welchem sich die stehenden Bühnen aus diplomatischen Rücksichten verschlossen. Auch durfte man hoffen, daß das warme Theaterblut des Wertes für alle Mängel entschädigen würde. Immerhin war die Aufführung eine Inkonsequenz, und diese hat die „Freie Bühne“ mit einer Niederlage gebüßt, welche nicht einmal durch die Überzeugung, der guten Sache gedient zu haben, abgemildert werden kann. Das Stück erinnert in Sprache und Tendenz vielfach an Schillers Kabale und Liebe und kann bei der Vektüre schon durch die Ähnlichkeit bestechen. Freilich war diese Sprache und diese Tendenz vor hundert Jahren lebendig, aktuell und realistisch, heute hat das alles eine Decke von Staub über sich. Die „Freie Bühne“ hat einen Mißerfolg erduldet, nicht aber die freie Richtung. Deutlicher aber als in jeder bisherigen Vorstellung zeigte es sich übrigens, daß die meisten Mitglieder dieses Vereins für seine Ziele kein richtiges Verständnis haben; in jedem anderen Theater, wo sie Gäste sind, hätten sie das Stück freundschaftlicher hingenommen, hier aber, wo sie eint bischen die Hausberrn spielen können, verhöhten sie die Schauspieler, die ihre Gäste waren. Die Aufführung litt unter der falschen Bezeichnung der weiblichen Hauptrolle.